

Klemens

Adresse: Saratow,
типо-литограф. Г. Х.
Шельгорнь и К^о.

Adresse des Redakteurs:
г. Саратовъ, Воль-
шная Кострижная
№ 40.
I. Крушинскому.

№ 38.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 22. Juni 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:

Saratow, Theaterplatz, Haus Lillo.

Fernsprecher № 77.

Redakteur: J. Kruschinsky, Bolschaja Kostrihnaja, № 40.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,

fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Z u h a l t. Dankagung. — Am Feste der hl. Apostel Petrus u. Paulus. — Deutschtum an der Wolga. — O die Pfaffen! — Vom Kriegsschauplatz. — Ein Brief vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Ein Opfer des Beichtgeheimnisses (Fortf.). — Ernte- und Wetterbericht. — Allerlei. — Ankündigungen.

Unsere geehrten Leser, die den „Klemens“ auf Ratenzahlung erhalten und noch nicht den vollen Betrag entrichtet haben, werden höflich gebeten, dies doch alsbald tun zu wollen, widrigenfalls sehen wir uns genötigt, den weiteren Versand des Blattes an die betreffenden Personen einzustellen.

Dankagung.

Den geistlichen und weltlichen Herren, die mir am Feste meines hl. Patronen so zahlreich ihre Glückwünsche darbrachten, daß es mir nicht möglich ist, jedem insbesondere meinen Dank auszudrücken, danke ich hiermit von ganzem Herzen.

Theodosia,
13. Juni 1905.

† Antonius Berr,
Bischof.

Am Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus.

Unter den ersten Boten des Heilandes ragen besonders die beiden Apostel hervor, deren Fest wir am 29. Juni feiern, Petrus und Paulus. Wenngleich auf verschiedenen Lebenswegen geführt, waren sie dennoch eins in demselben Glauben, in demselben großen Gedanken der Bekehrung der Welt, und wie die glorreichen Fürsten des Erdkreises einander im Leben geliebt haben, so sind sie auch im Tode nicht getrennt worden. In Rom senkte sich beiden die strahlende Marterkrone auf das Haupt und eben dieselbe Gottesstadt des neuen Bundes vereinigt beider apostolische Gräber in sich bis auf diesen Tag. Nun wendet sich die Verehrung der Kirche am heutigen Feste vorzugsweise dem hl. Petrus zu, dem Felsenmann, auf dem sie erbaut ist und in welchem sie den Grund ihrer Einheit und unverwüßlichen Dauer erkennt, aber als ob die Kirche fühle, daß sie dadurch den großen Verdiensten des Weltapostels nicht gerecht werde, läßt sie alsbald am Tage darauf noch eigens die Gedächtnisfeier des hl. Paulus folgen. Und so wollen wir heute auf diesen Apostel unsere

Blicken lenken, auf ihn, den großen Gefährten des ersten Oberhirten der Kirche, auf Paulus, der mit seinem liebe-glühenden Herzen und seinen staunenswerten Taten würdig ist, in frommer Betrachtung ein ganzes Menschenleben zu beschäftigen. Was aber soll ich euch vom hl. Paulus sagen? Der hl. Chrysostomus, sein begeisterter Lobredner, meint, daß selbst Engel diesen wunderbaren Mann kaum würdig zu loben vermöchten. Wenn ich mich erinnere, wieviel Völker er bekehrt, wieviel Mühseligkeiten er getragen, wie machtvoll er Christi Lehre verkündigt, wieviel Beispiele eines wahrhaft apostolischen Lebens er uns hinterlassen, fürwahr, dann weiß ich nicht, wo ich auf diesem so weiten und erhabenen Gebiete anfangen und was ich auswählen soll. Doch wir sind so glücklich, ein Wort Jesu Christi, der ewigen Wahrheit selber zu besitzen, das uns in kurzen Zügen die ganze Größe des Apostels enthüllt. Vom hl. Paulus nämlich sprach der Heiland das Wort: „Ein Gefäß der Auserwählung ist mir dieser, um zu tragen meinen Namen vor Heiden und Könige und Söhne Israels; denn ich werde ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen leiden muß.“

Paulus, eines Pharisäers Sohn, in der Stadt Tarsus in Kleinasien geboren, war noch in früher Jugend nach Jerusalem gekommen, um daselbst als Schüler zu den Füßen des berühmten Gesetzeslehrers Gamaliel zu sitzen. Mit einem scharfen Geiste begabt, in seinen Entschlüssen willenskräftig, den Hindernissen gegenüber nur wachsend im Widerstand, war er ganz dazu geschaffen, das Werkzeug großer Pläne zu sein, je nachdem er seine Richtung nahm, im Guten oder im Bösen. Dem Judentum, der Religion seiner Väter, huldigte er mit voller Hingebung; denn für Paulus, den feurigen Anhänger der Pharisäerpartei, gab es in solchen Stücken kein Mittelding, und da ihm der Glaube an Christus fehlte, so haßte er den Gekreuzigten und verfolgte, wie er selbst bekennt, die junge aufblühende Kirche über alle Maßen, mit glühender Leidenschaftlichkeit. So wütete er gegen die Bekenner Jesu, bis zu seiner wunderbaren

Befehrung auf dem Wege nach Damaskus, wo der verkürzte Heiland ihn wie im Triumph gewann und ihn zum beredten Verkünder der bisher verfolgten Wahrheit machte, zum gewaltigen Eroberer der Seelen. Nachdem er in Damaskus getauft worden, verweilte er drei Jahre in der arabischen Wüste fern vom Geräusche der Welt, bereitete sich dort auf sein öffentliches Wirken in Gebet und Buße vor, wurde von Christus selber in den Lehren und Geheimnissen des Glaubens unterwiesen und erhielt nach etlichen weiteren Jahren in der Stadt Antiochia die bischöfliche Weihe und damit seine amtliche Sendung für den ihm vom Herrn gewordenen Beruf. Fortan kennt Paulus nur eines mehr. Ein Ziel schwebt unverrückbar ihm vor Augen, ein Ziel, das seinem ganzen Leben Würde und Weihe und wahre Größe verleiht. Und was ist das für ein Ziel? Was erstreben denn sonst die sogenannten großen Männer dieser Welt, wenn nicht der Glaube ihrem Streben höhere Richtung gibt? Etliche haben beständig im Kriegslärm gelebt, all das Ihrige geopfert, das Blut ihrer Untertanen verschwendet, um neue Länder zu erobern und neue Völker zu unterjochen; andere wollten auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sich einen Namen machen, haben alles darangesetzt, auf der Schaubühne der Welt zu strahlen und zu glänzen, um nach dem Tode im Andenken der Menschen noch eine Zeitlang fortzuleben. Das war das Trachten gar vieler Männer, welche die Welt als große Männer feiert und denen sie Standbilder und Denkmäler errichtet. Doch was nützt die ganze Herrlichkeit, wenn am Ende von allem nichts übrig bleibt als eine Handvoll Staub, den die Untertanen mit den Füßen treten; was nützt aller Ruhm, wenn schließlich alles Wissen und Können im Dunkel des Grabes verschwindet! Eitelkeit der Eitelkeiten und alles ist Eitelkeit! Wie so ganz anders steht der hl. Paulus vor uns! Wenn wir jemanden um so höher preisen dürfen, je mehr er wahrhaft Großes angestrebt, was sollen wir dann von ihm sagen? All sein Sinnen und Trachten war nur eines: Jesus Christus, das Kreuz Christi mit seinen Schmerzen und Ehren, mit seinen Segnungen; dieses Kreuz Christi zu predigen und so alle Welt der Erlösung theilhaftig zu machen: das ist der Inhalt seines ganzen Strebens, das sein ganzes Wissen und sein ganzer Ruhm. „Nicht erachtete ich etwas zu wissen, als Christus den Gekreuzigten“; „es sei fern von mir, mich in etwas anderem zu rühmen, als im Kreuze unseres Herrn Jesu Christi.“ Das sind seine wunderbaren Worte. Und wiederum: „ich halte alles für Schaden um der alles übertreffenden Erkenntnis Jesu Christi meines Herrn willen, um dessentwillen ich auf alles verzichtet habe und es als Kot erachte, damit ich Christum gewinne.“ So ist alles menschliche Streben in Paulus ausgelöscht, er schaut auf nichts, er trachtet nach nichts, als nur, was dem Kreuze, der Ehre Gottes und dem Heil der Seelen in irgend einer Weise dient. Allen alles werden, um alle für Christus zu gewinnen, das ist die Aufgabe, die er sich gestellt. Eben darum vermögen ihn irdische Reize nicht zu fesseln, alle nichtige Freude der Welt, aller Tand der Erde sind ihm gekreuzigt, die Weisheit und der Ruhm der Welt haben nichts Verlockendes für ihn, Geld und Gut sind von ihm wie Auskehricht geachtet. In seinem mitleidigen Herzen gelten nur die irrenden armen Völker; vor seinem Auge stehen die heidni-

schen Länder und Nationen, und es ist ihm, als ob sie ihm zuriefen: Komm und hilf uns!

Das Wort, das der hl. Geist den Verfasser des ersten Buches der Machabäer über Alexander den Großen niederschreiben läßt, das können wir auch von Paulus sagen: „er schlug viele Schlachten, eroberte die Beute vieler Nationen und dehnte seine Siege aus bis an die Grenze der Erde.“ Er schlug viele Schlachten, durch die Kraft seiner Predigt gewann er für seinen göttlichen Meister Völker die durch den Wahn des Götzendienstes und ihre verdorbenen Sitten ihm die schwersten Kämpfe bereiteten. Es war ja seine Gewohnheit, den Samen des Evangeliums hauptsächlich in jenen Gegenden auszustreuen, wo noch niemand vor ihm gewirkt hatte, wohin die Winde noch keinen Klang des anbetungswürdigen Namens Jesu getragen; denn wenn auch das israelitische Volk von seinem Wirken nicht ausgeschlossen war, so ging doch seine Sendung ganz besonders an die Heiden. Mit Vorliebe zudem suchte er die großen berühmten Städte auf, damit von ihnen aus christlicher Glaube und christliche Gesittung auf das Land sich ausdehnen; Städte, die wohl der Mittelpunkt des Geisteslebens, der Kunst und Wissenschaft waren, zugleich aber auch die Sammelplätze der Ausschweifung und des entsetzlichen Sittenverderbnisses, welche ein Unternehmen! Gleichsam neue Naturen zu bilden, Weichlichkeit in fleckenlose Reinheit, Rachsucht in Feindesliebe, grausame Selbstsucht in Wohltätigkeit umzuwandeln! Tadellose Sitten in Seelen aufblühen zu lassen, die bisher in die größten Laster versunken waren, durch die Hoffnung auf unsichtbare Güter Herzen zu fesseln, welche immer nur die Erde geliebt! Welche Feinde, wieviel Kämpfe!

In merkwürdigen Wanderzügen hat er durch dreißig Jahre ebensoviele Länder und Inseln, fast die ganze damals zivilisierte Welt durchzogen. Ich richte meine Blicke gegen Abend, ich richte sie gegen Morgen, ich schaue hin nach Mitternacht und Mittag: überall sehe ich das Kreuz des Herrn, von der Hand des hl. Paulus aufgepflanzt! Ich sehe Völker durch Wüsten, Meere und Berge von einander getrennt, doch nicht getrennt vom Herzen des seeleneifrigen Apostels. Ihr sahet ihn, ihr Inselbewohner von Cypren, Creta, Malda, Rhodus und Sizilien; ihr sahet ihn, den ermüdeten Boden Christi, ihr Einwohner Kleinasiens, Bewohner von Pamphylien, Pisidien, Lykaonien, Galatien, Phrygien und dann ihr in Europa, Völker von Macedonien, Italien und Griechenland! Du sahest ihn, stolzes Athen! inmitten deiner Säulengänge, Tempel und Kunstwerke ist er umhergewandelt und es entbrannte sein Herz beim Anblick des heidnischen Greuels; du aber ahntest nicht, welche ein Stern des Heiles mit seiner Ankunft für dich heraufgezogen! du nahmst ihn auf in deine Mauern, üppi- ges wollüstiges Korinth, ohne zu wissen, was für ein Herz unter dem Kleide dieses armen schlichten Wanderers schlug, welche ein Segen mit ihm durch deine Stadttore hereingeflutet! Ewiges Rom, zu dir kam Paulus, der große Menschenfischer, um die Netze des Apostolates, die er in der ganzen Welt ausgeworfen, am Felsen der Kirche festzubinden, damit sie nicht zerrissen; auf derselben Straße, der alten Appischen Triumphstraße, wo so viele deiner siegreichen Feldherren und Kaiser einst eingezogen, nahete er sich deinen Grenzen! Und endlich, ihr Bewohner Spaniens, letztes Volk im westlichen Europa, ist er nicht bis zu euch ge-

drungen und hat er nicht auch das Evangelium gepredigt? „Er durchzog das Land bis an das Ende der Erde.“ Nehmt noch hinzu, wie der Apostel in seinen unvergleichlichen, vom hl. Geiste eingegebenen Briefen bis heute nicht aufhört, die Christenheit zu unterweisen, in Briefen, worin er seine Liebe hineingehaucht, in denen die Kraft und Begeisterung seines Glaubens wehet, dann verstehen wir, warum die Kirche betet, daß Gott durch die Predigt des hl. Paulus den gesamten Erdkreis unterwies, warum sie ihn vor allen andern den Weltapostel, Apostel der Völker nennt.

„Ihm wurden Wunden geschlagen;“ ich meine die Opfer, die er für Jesus gebracht, die Leiden, die er in seinem Dienste erduldet. Schon bei seiner Berufung hatte der Heiland es vorausgesagt: „ich will ihm zeigen, wieviel er um meines Namens willen leiden muß.“ Der Jünger ist ja nicht über den Meister und der Knecht nicht über den Herrn; hatte Christus gelitten, so sollte Trübsal und Leid den Seinigen als Los zufallen und an keinem Apostel hat sich das so sehr bewahrheitet, als gerade am hl. Paulus während der dreißig Jahre seines Apostolates. Im zweiten Briefe an die Korinther gibt er selbst uns eine gedrängte Schilderung seines dornenvollen Lebens, eine Schilderung von solch strömender Beredsamkeit, daß sie nach einem Wort St. Augustinus selbst derjenige fühlen muß, wer im tiefen Schlafe liegt. Der Apostel erzählt von seinen Mühsalen und Gefangenschaften, von den erlittenen Schlägen und Todesnöten, wie er fünfmal von den Juden gezeißelt, dreimal mit Ruten geschlagen, einmal gesteinigt worden, wie er dreimal Schiffbruch gelitten und Tag und Nacht in Meerestiefen zugebracht. Dann fährt er fort: „Oftmals war ich in Gefahren von Flüssen, Gefahren von Räubern, Gefahren von meinem eigenen Volk, Gefahren von den Heiden, Gefahren in Städten, Gefahren in Wüsteneien, Gefahren auf dem Meere, Gefahren unter falschen Brüdern, durch Anstrengungen und Bedrängnis, durch vielfältiges Nachtwachen, durch Hunger und Durst, durch Kälte und Blöße, durch häufige Fasten, ungerechnet das, was noch von außen dazu kommt, der Andrang zu mir Tag für Tag, die Sorge für alle die Kirchen.“ So konnte der hl. Paulus in Wahrheit sagen: „täglich sterbe ich“, ja er konnte beteuern: „ich trage die Wundmale unseres Herrn Jesu Christi an meinem Leibe.“ Und wie nahm er das alles auf? Setzte ihn das in Schrecken? Höret ihn selber: „Ein Schauspiel sind wir geworden der Welt, den Engeln und Menschen.“ So bestand der hl. Paulus mutig ein langes unblutiges Martyrium in Ausübung seines apostolischen Berufes; doch erst im blutigen Martyrium sollte sein Opferleben die Krone der Vollendung erlangen. Nachdem er aus seiner ersten römischen Gefangenschaft entlassen worden, begab er sich wieder auf Missionsreisen, bis er später nochmals nach Rom kam und daselbst unter der Regierung des Kaisers Nero zugleich mit dem hl. Petrus ergriffen und in den Kerker geworfen wurde. Da lag nun der Weltapostel in dunklem Verließ, die Hände gefesselt. Vom Kerker aus schrieb Paulus voll Jubel im Hinblick auf die ewige Vergeltung für sein treu vollbrachtes Werk an seinen geliebten Jünger Timotheus: „ich werde schon geopfert und die Zeit meiner Auflösung ist nahe. Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; im übrigen

ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, welche mir an jenem Tage geben wird der Herr, der gerechte Richter!“ Am 29. Juni 67 ward er zugleich mit dem hl. Petrus zum Tode geführt. Beide Apostel nahmen Abschied von einander mit heiligem Friedenskuß, zum letzten Male umarmten sie einander in diesem Leben, um sich am Throne ihres göttlichen Meisters im anderen Leben wiederzufinden. Während Petrus aus dem Vatikanischen Hügel gekreuzigt wurde, führte man Paulus außerhalb der Stadt die Straße hinab nach Ostia bis zum dritten Meilenstein. Was für Gedanken mochten das Herz des großen Apostels auf diesem Gange erfüllen. Ruhig wandelt er dahin, voll inneren Friedens und heiliger Freude. Jesum, den er für einen Augenblick vor den Toren von Damaskus geschaut, ihn soll er nun in der himmlischen Heimat von Angesicht zu Angesicht schauen auf immerdar. „Ich verlange, aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein.“ So wohl betend kniet er freudig nieder am Orte der Hinrichtung, den Tod zu empfangen. „Christus ist mir Leben, und Sterben mir Gewinn.“ Freudig heut er den Nacken dar und empfängt den Schwertstreich aus des Henkers Hand. Sein Leib ruht in der ihm geweihten Kirche, und während das Grab Neros längst verschollen ist, ist die Ruhestätte des hl. Paulus wahrhaft glorreich geworden. Wer immer nach Rom kommt, am Grabe Petri zu beten, der zieht auch hin zur Stadt hinaus, das Grab des armen Zelttuchmachers von Tarsus zu verehren, der nun ausruht von seinen apostolischen Wanderungen, des großen Apostels, der so Hohes angestrebt, so Herrliches errungen, so vieles für Christus gelitten, des Apostels und Märtyrers, der ein Gefäß der Auserwählung gewesen, den Namen Jesu zu tragen vor Heiden und Könige und Söhne Israels.

Deutschtum an der Wolga.

(Zu Ruß und Frommen der Wolgaer Deutschen von V.)

Der Blick des Forschers fand nicht selten mehr, als er zu finden wünschte.
Leffing.

Es war auf einer kleinen Erholungsreise, im Sommer. Ich saß im Speisesaal II. Klasse eines der schönsten und bequemsten Wolgadampfer.

Unweit von mir, in die weichen Kissen zurückgelehnt, rauchte ein Herr in aller Gemütsruhe seine Cigarre. Er trug eine lange schwarze Soutane, um Hals und Handgelenke tadellos weiße Wäsche. Sein Haar war kurzgeschnitten und blond, das Auge blau und klar, die Stirne hoch, seine Gesichtszüge schön und geistreich. Seine ganze Haltung verriet das vollste Gleichgewicht, Ruhe und Sicherheit.

Es war ein guter Bekannte von mir, der Hochw. P. W. D., Pfarrer in S., ein feingebildeter Mann in den schönsten Jahren. Vor ihm, auf dem Tische ausgebreitet, lag ein russisches Zeitungsblatt. Sinnend sah er in die kleinen Rauchwölkchen, die von Zeit zu Zeit aus der brennenden Cigarre aufstiegen und sich langsam in der Luft verflüchtigten.

So mochte er wohl bereits eine gute Viertelstunde gegessen haben; da strich er mit der flachen, schmalen Hand über das Blatt vor sich hin und sagte mit schelmischem Augengezwinker:

„Machen wir eine kleine Wette. Ich gebe ein Duzend Bier zum besten, wenn Sie erraten, was ich soeben Interessantes gelesen.“

„Hm! — Ist etwa Mufden zurückerober? . . . Oder gar Roshestwenfki nicht geschlagen?“

Er schmunzelte und schwieg.

„Schlackerawall! — Sollten vielleicht unsere Soldaten Port-Arthur zurückgen . . .“

„Nichts, garnichts haben sie zurückgenommen. Daran ist kein Zweifel. Bleiben Sie gefälligst mit Ihrer Phantasie aus dem Osten; dort gewinnen Sie nichts. „Europa — für die Europäer, Asien — für die Asiaten,“ das ist das Lösungswort der schlitzäugigen Gelben. Bleiben Sie in der Nähe, in nächster Nähe!“

Ich befolgte den Wink meines Gegenübers pünktlichst. Vor mir baumelte nämlich an einer seidenen Schnur der Griff zur elektrischen Klingel. Ich drückte auf die Feder; der Diener erschien.

„Ein Duzend Bier — vom besten!“

Der Vater sah mich überrascht an. Er begriff aber sogleich die Lage. Ein geängstigter Zug glitt über sein schönes Gesicht und voller Hast sagte er:

„Was machen Sie da? Wollen Sie bummeln? — ein Duzend?“

„Auf meine Rechnung, Herr Vater, auf meine Rechnung!“

„Allerdings; aber lassen wir das Zeug. Lassen wir die Wette!“

„Ah! — Nun denn, Kellner, — zwei Flaschen.“

Beruhigt ließ sich der Pfarrer in die Polster zurückfallen und meinte:

„Na, zwei Flaschen — das geht schon so an. Übrigens läßt es sich bei einem Glas Bier viel gemütlicher „dischrieren,“ wie sich unsere Kolonisten auszudrücken pflegen. . . . Hier die Zeitung! — Lesen sie, bitte sehr, das; und dann möchte ich Ihre Meinung wissen.“

Bergnügt über die Ängstlichkeit, die mein lieber Reisegefährte vor dem angedrohten Duzend Bier empfand, griff ich nach dem Blatte und las. Ich las flüchtig. Unter anderm hieß es da ungefähr so.

„Ich bin kein Sklavenfreund in dem engen Sinne, unter welchem dieses Wort heutzutage landläufig geworden. Ich liebe und achte jede Nation, wenn auch nicht in demselben Maße. Aber die hiesigen Deutschen sind mir ein Dorn im Auge. Ich meine da die Kolonisten, die sich auf beiden Ufern der Wolga, im Saratower und Samaraer Gouvernement breit tun, jedoch hinwiederum nicht alle diese Ansiedler ohne Ausnahme, sondern lediglich die große Unterschichte derselben, die Handwerker und Bauern hauptsächlich.“

Ich empfinde immer vor diesen Leuten einen fast physischen Widerwillen, eine Abgeneigtheit, die ich mir nicht recht zu erklären weiß, geschweige denn zu bemeistern verstehe.

In der Tat — sehen wir uns doch gleich einen solchen Deutschen etwas näher an. Er ist auch etwas, nämlich ein Etwas, rätselhaft über alle Maßen, schwankend in seinem äußeren Auftreten, unfassbar und veränderlich in seinem Geistesleben, ein Etwas, das jeder näheren Bestimmung hohlnacht, ein Etwas, gleichbedeutend mit „ни рыба, ни мясо, а такъ, шуть знаетъ, что такое. . . .“¹⁾

Ich ließ die Zeitung sinken und blickte auf:

„Was ist das? Eine Schmähschrift auf uns, ein Pasquill oder . . .?“

„Gemach, mein Lieber, gemacht,“ lenkte der Geistliche ruhig ein „allerdings hat sich der Autor am Eingang seines Artikels, для красного слова, wie man so im Russischen sagt, übereilt. Das tut aber nichts. Lesen Sie weiter!“

Ich faßte mich und las weiter, wie folgt.

„Der Wolgaer Deutsche ist kein Russe und auch kein Deutscher. Er ist ein Mittelding zwischen beiden, das sich bald auf diese, bald auf jene Seite neigt. Sein Haar ist geschnitten — nach russischer Manier, sein Kinn ist rasirt — nach deutscher Manier. Sein Hemd ist gemacht — nach russischer Manier, seine Hosen sind geschnitten — nach deutscher Manier. Seine ganze Kleidung ist im Winter russisch, im Sommer deutsch. Seine Sprache ist halb russisch, halb deutsch. Sogar die Pfeife, die er raucht, ist in ihrer Beschaffenheit halb russisch, halb deutsch. O, diese Pfeife! —

Wer könnte sich nicht einen Deutschen vorstellen, wie er vergnüglich sein Pfeifchen schmaucht. Er sitzt so ruhig, so sicher, so fest, fester als der Kaiser von Honolulu auf seinem Vinsenthron. Er ist barfuß, ihm ist wohl. Seine Hosen sind zerrissen, er ist zufrieden. Sein Hemd hat tausend Flecken, er ist glücklich. Seine

¹⁾ „Kein Fisch, kein Fleisch, sondern so, der Kuckuck weiß, was.“

Mühe ist voll Löcher, aber was tut das alles? Er hat eine Pfeife, darin gewaltigen Knaster. Was braucht er mehr? Welt und weltererschütternde Fragen — das ist ihm gleichgiltig. Er braucht nichts und niemanden. Mit seiner Pfeife ist er sich selbst genug. Mit Leib und Leben steckt er in dieser seiner Pfeife drin, wie Diogenes im Faße, und wünscht nur eins: daß ihm Alexander keinen Schatten mache. Миръ ero праху!²⁾

Die Weisen aller Zeiten behaupten, Zufriedenheit sei Glück. Ich will das nicht bestreiten. Aber wo sollte es hinaus, wenn die Welt sich zufrieden geben würde mit der fatalen Pfeife unseres Kolonisten? Künste und Wissenschaften, die riesige Summe aller geistigen Errungenschaften, auf die wir heute so stolz sind, müßten auf Numero Null herabsinken, die ganze Kultur und Civilisation zerfielen in nichts. Leben ist Bewegung, Bewegung ist Leben. Zwar sollen wir mit dem uns von Gott verliehenen Pfunde zufrieden und glücklich sein, aber es darf nicht unausgenützt vergraben werden, sondern wir müssen damit wuchern, es nach Kräften zu mehren trachten. Das ist eine der heiligsten Pflichten des Menschen. Und das, wohlgemerkt, läßt sich eben nicht ohne Tatkraft und Unternehmungslust durchführen. Wie macht es da nun aber der Wolgaer Deutsche? Er nimmt sein Pfund, setzt sich gemächlich oben drauf, steckt sein Pfeifchen in Brand und ruft so bei all dieser geistigen Verstümmeltheit, in dieser mißlichen Fragegestalt ganz selbstgefällig und selbstbewußt aus: ich brauche niemanden, ich bin mir selbst genug. . . .“

Ich hielt inne und rieb mir nachdenklich die Stirn, hinter der mir verschiedene Gedanken wie im Weitzanz durcheinanderschwirten. Der Vater merkte es, befürchtete einen nahen Gefühlsausbruch und mahnte:

„Lassen Sie sich nicht beirren. Der Autor spricht in beißenden Sarkasmen (Spott) — immerhin! Abmittel sind gut für offene Wunden und Schäden. Lesen Sie weiter!“

Ich fuhr fort.

Dieser titanenhafte mephistophelische Bauernstolz, der sich in dieser widerlichen Selbstgefälligkeit, in dieser untätigen Gleichgiltigkeit, in dieser faulen Zufriedenheit mit sich selbst kundgibt, der lediglich die unliebsame Frucht angestammten Blödsinns und ganz gemeiner Verstocktheit ist, macht uns annähernd begreiflich, warum unsere Kolonisten im Verlaufe von beinahe 150 Jahren (seit 1765), die sie hier an der Wolga zugebracht, nicht vorwärts gekommen, keinen Schritt vorgerückt sind auf den Gebieten geistiger und materieller Spekulation. Sie haben kein nationales Selbstbewußtsein, keine gesellschaftliche Vereinstätigkeit, keinen Handelsgeist, keine wirtschaftliche Fortentwicklung, keinen gewerblichen Schaffensdrang, keinen Durst nach Geistesbildung, jenem süßen berausenden Göttertrank, wonach gegenwärtig so viele Lippen lechzen, jenem höchsten Gute, wonach heutzutage allenthalben die Völker in einem großen Wettrennen jagen. Sie sind zu einem „стоячее болото,“ zu einem stehenden Gewässer geworden.

„Sie sind sich selbst genug.“ Vor etwa hundert Jahren (1804) wurden im Chersonischen Gouvernement die ersten Deutschen angesiedelt. Nun, diese haben sich in ihrer neuen Lage schneller zurechtgefunden. Sie sind heute dort die größten Gutsbesitzer, die besten Viehzüchter, die bedeutendsten Getreidespekulanten, haben die schönsten Schulen. . . . Sie sind in der Tat ein lebendiges anregendes Beispiel für unsere russischen Bauern. Aber die Kolonisten hier an der Wolga waren unter Katharina II. schon lange zuvor, bereits beinahe ein halbes Jahrhundert früher, als die Südländer, berufen worden. Uns Russen sollten sie in ihrem Fache, worin sie ja auf einer für damals hohen Stufe der Entwicklung standen, mit einem guten Beispiel voranleuchten. Man hatte ihnen nicht umsonst fast unermeßliche Ländereien zur Verfügung gestellt, nicht umsonst besondere Privilegien und Vorrechte eingeräumt. Dafür sollten sie dem russischen Bauern sichtbar und faßlich zeigen, wie man im Auslande, woher sie gekommen, jedes Stückchen Land zu schätzen und auszunutzen versteht und wie man dasselbe auch hier in Rußland tun kann. Sie sollten in den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft den in der Leibeigenschaft versumpften russischen Bauern heranzubilden, mit demselben in regen und engen Verkehr treten, ihn an sich heranziehen und mit demselben im wirtschaftlichen und geistigen, wenn auch nicht im reli-

²⁾ „Ruhe seiner Asche!“

größten Leben eins werden. Was sehen wir aber anstatt dessen? Vorrechte und Land, die wohlthuende Hand einer väterlich-fürsorglichen Regierung ließen sie sich gefallen, sonsthin jedoch schlossen sie sich von der sie umgebenden russischen Bevölkerung ab und leben ein Leben nur für sich allein. Sie hüten sich ängstlich vor russischer Beeinflussung. Sie sind ein ganz fremdes, für sich abgeschlossenes Element in unserem Staatsverbande, sie sind Schmarozer am Reichskörper.

„Sie sind sich selbst genug. . .“ Круговая порука, gegenseitige Bürgschaft, общинное владѣние, Gemeinschaftsbesitzrecht, Buchstaberschulen und mehr dergleichen veraltetes Zeug, und mehr dergleichen hartnäckige, chronisch gewordene Übel in der Lebensweise des früheren und heutigen russischen Landmannes, — das sind die höchsten Begriffe, zu denen sich unsere Kolonisten aufgeschwungen, das ist das Beste, was sie nachgeahmt haben. Gottlob, die Buchstaberschulen sind verfallen. Die Dorfschule hat sich wesentlich geändert, viel gebessert. Auch die gegenseitige Bürgschaft, dieser häßliche Auswuchs im Landleben, dieser ungelungenste Bocksprung der menschlichen Vernunft, ist glücklich abgeschafft, hoffentlich auf ewig. Hingegen ist das Gemeinschaftsbesitzrecht bis heute noch in voller Kraft. Als tiefeingewurzeltetes Krebsleiden frißt es fort an dem ohnehin schwachen, noch nicht entwickelten Organismus der Bauernschaft. Es hemmt jeden wirtschaftlichen Aufschwung, hindert jede industrielle Neubildung, benimmt den Bauern fast jeglicher Eigenheit und Selbständigkeit in seinem Schaffen und Trachten. In seiner Folgeerscheinung hat es eine Menge vieler anderer Schäden, die hindernd und hemmend in den Wirkungskreis des Landmanns eingreifen, die nur mit ihrem Krankheitsherde, mit dem Gemeinschaftsbesitzrecht, schwinden und verfallen können. Freilich wohl ist man heute daran, diesen und ähnlichen Mißständen abzuhelfen. In den höheren Kreisen ist man endlich auch zu der Ansicht gekommen, daß das nicht mehr so fort gehen darf. Eine allgemeine Umgestaltung der Rechtsverhältnisse des Bauernstandes hinsichtlich des Grundbesitzes wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Aber es ist zu verwundern, warum unsere Kolonisten nicht schon längst hierin den Anfang gemacht haben. Sie waren nicht durch die Leibeigenschaft verdonnert und heruntergekommen wie der russische Bauer im Verlauf von mehr als 250 Jahren bis 1861. Sie hatten Land, viel Land. Sie hatten Vorrechte. Sie standen unter der Verwaltung des eigens für sie eingerichteten Fürsorgekontors. Sie waren von ihrer Heimat aus mit reichen Erfahrungen in der Landwirtschaft ausgerüstet.* Im Auslande, woher sie gekommen, hatten sie gesehen und an sich selbst erfahren, was es heißt, seine eigene Scholle als eigener Herr zu bebauen. Ja sie mochten sogar anfangs gar keinen Begriff gehabt haben von dem sie heute drückenden Gemeinschaftsbesitzrechte. Sie waren endlich in ihrer Einrichtung frei und konnten tun, was ihnen gutdünkte. Was haben sie aber bei all dem getan, diese sein sollenden Kulturträger? Ihre Ländereien, die man ihnen großmütig zur Verfügung gestellt, ließen sie mehr als ein ganzes Jahrhundert brach liegen und nützten anfangs nur einen verschwindend kleinen Teil derselben aus. Von ihren Vorrechten machten sie keinen Gebrauch. Ihre Erfahrungen, die sie in der rauhen Wirklichkeit des russischen Landlebens betätigen sollten, warfen sie über Bord und verlangten nach Gemeinschaftsbesitzrecht, an dem sie jetzt bluten. Unter solchen Verhältnissen wurden sie an ihren Vorrechten beschnitten. Ihr Fürsorgekontor ging ein. Und das war gerecht. Denn der deutsche Ansiedler erwies sich in der Landwirtschaft nicht viel besser als auch der einheimische russische Bauer. Heute nun, nachdem sie sich ver-

mehrt, wie der Sand an der Wolga, kleben sie, zittern und beben sie, krabbeln und zappeln sie auf ihrem Gemeinschaftsbesitz wie die Ameisen auf ihrem Dreckhaufen. Sie jammern nach „der guten alten Zeit,“ da sie noch Land genug hatten, soviel Land, dessen Grenzen sie nicht einmal absehen und feststellen konnten. Heute können sie ihre Grenze absehen und auch feststellen, nämlich daß sie bald verhungern werden, wenn ihnen nicht Aushilfe geschaffen wird. Früher entfiel auf die männliche Seele ein Landanteil, so groß, daß derselbe entweder brach liegen oder reiche Schätze abwerfen konnte, heute ist dieser Landanteil klein, winzig klein, bleibt nicht mehr brach liegen und wirft, versteht's sich, auch keine Schätze ab. In seiner Ertragsfähigkeit wird das Land immer schwächer, weil es niemand gehörig bearbeiten und düngen will; denn der eine will dem andern nicht in die Hände arbeiten. Wie ist da zu helfen, und wo liegt da der Wehepunkt? Zu helfen ist nur durch die Abschaffung des Gemeinschaftsbesitzrechtes, und der Wehepunkt liegt darin, daß unsere Kolonisten eben das nicht einsehen wollen. Sie wollen nur Land, mehr Land, immer mehr Land — und das, wohlgemerkt, nur ja nicht weit von ihrem Grenzstein, widrigenfalls wollen sie davon nichts wissen. Für sie müßte man unsere liebe Erde weiten und breiten, dehnen können nach Willkür und Wunsch, so etwa, wie einen Kautschukball. Das geht nun allerdings nicht gut an, aber sie sehen es nicht ein. Sie sehen nicht ein, daß auch in ihrer Brust „des Schicksals Sterne“ ruhen, daß ihre Rettung, die Besserung ihrer Lage nur in einer raschen und gründlichen Selbsthilfe, in der Abstellung des Gemeinschaftsbesitzrechtes liegt und nicht in der wiederholten Zupassung von neuen Ländereien. Mehr Land? Früher hatten sie viel Land und sind doch nicht vorwärts gekommen. Man gebe ihnen auch heute mehr Land, sie würden es nicht besser machen wie früher. Ihr Wohlstand wäre nur von kurzer Dauer bei dem massenhaften Zuwachs der Bevölkerung, und es käme wieder die Zeit, wo sie nach mehr Land verlangen würden. Mehr Land? Das beste Beispiel für die hiesigen Deutschen sind die Südländer. Diese wissen sich selbst zu helfen und greifen nicht nach dem Zipfel des Staates. Sie haben ihre Familienstücke von ungefähr 50 Dessjatinen eigenes Land. Mehrt sich die Zahl der Familienglieder, d. h. ist ein Sohn verheiratet, so wird er als aus der Familie ausgeschieden betrachtet, bekommt sein Kapital und sucht sich seine eigene Scholle, gründet seinen eigenen Herd. Er wird mit dem Austritte aus der Familie selbständig, dadurch selbsttätig, unternehmungslustig, fleißig, was einen festen Grund zu seinem künftigen Wohlstande bietet. Hat er nicht genügende Barmittel, um in seinem Geburtsdorfe eine ganze oder eine halbe Wirtschaft (Familienstück) auszukufen, so siedelt er aus. Gewöhnlich siedelt er aus. Zur Aus siedlung hat man in vielen südländer Kreisen Fonds, beträchtliche Geldsummen, ausgeworfen, durch die die Aus siedler unterstützt, ja sogar große Grundliegenschaften für dieselben angekauft werden. Man hat dort Kassen zur Unterstützung für die Auswanderer nach Amerika. Die Südländer bleiben nicht in einem Neste sitzen, das überlassen sie den Wolgaer Deutschen. Unter diesen gibt es Familien mit 3—4 verheirateten Söhnen, die alle zusammen aber nicht mehr als 10—15 Dessjatinen säen. Sie leben dabei, hungern und verschulden in die Gemeinde. Solche Familien müssen sich ja auch endlich auflösen und teilen. Und dabei geschieht in der Regel das größte Unrecht. Selbstredend heißt es da — „gleiche Brüder, gleiche Kappen“. Der älteste Sohn, der gewöhnlich bereits 40—45 Jahre alt ist, davon seinem Vater 20—25 Jahre gedient hat, bekommt vom Allgemeinkapital nicht mehr als sein jüngerer oder jüngster Bruder, der erst 20 Jahre zählt und dem Vater noch nicht gearbeitet hat. Der Knecht bekommt seinen Lohn, der älteste Sohn erhält bei seinem Austritt aus der Familie keinen Lohn für eine Reihe Jahre, der schönsten Jahre seines Lebens, die er unter Not und schwerer Arbeit im Dienste seines Vaters zugebracht. Er hat nicht für sich und seine Kinder gesorgt, was doch seine erste Pflicht ist, sondern für seine jüngeren Brüder. Der älteste Sohn wird sonach hinter dem gemeinen Lohnknecht gehalten. Ist das recht? Das ist bis zur Empörung ungerecht und bildet einen Mißstand, der den Kolonisten und auch den russischen Bauern nicht am wenigsten in seinem Fortkommen hindert, der nicht genug gerügt werden kann.

„Sie sind sich selbst genug. . .“ Wir kennen den Aus-

*) Diese Auffassung entspricht nicht der Wirklichkeit. Die im Jahre 1765 nach Rußland eingewanderten deutschen Kolonisten, die sich an der Wolga niederließen, waren größtenteils Handwerker, Wanderburschen u. dgl., deren Erfahrung in der Landwirtschaft also nicht weit her gewesen sein dürfte. Dagegen waren die etwa 40 Jahre später angekommenen deutschen Einwanderer mit guten Kenntnissen und reichen landwirtschaftlichen Erfahrungen aus der alten Heimat ausgerüstet und gründeten ihr Heim im Süden Rußlands. Während sich letztere nun mit erfahrener, sicherer Hand den Weg in dem neuen Heim ebneten, hatten erstere in der Landwirtschaft eine Laufbahn betreten müssen, auf welcher sie sich nur zu leicht in ein Chaos der Mißwirtschaft verwickeln konnten. Daher der so auffallende Unterschied zwischen den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Kolonisten an der Wolga und denjenigen im Süden.
D. Red.

spruch des Dichters:³⁾ „Ein edles Herz . . . in stolzer Ruh' ist es sich selbst genug.“ Aber vom wahrhaft Großen bis zum Lächerlichen ist nur ein kleiner Schritt. In einer Zeit von 150 Jahren haben es die Kolonisten an der Wolga verstanden, eine chinesische Mauer um sich zu ziehen. Die Mauer ist breit und hoch. Sie ist nur schwer und an gewissen Punkten zugänglich. An diesen Stellen steigen vereinzelt Männer herüber und hinüber, russische Beamten, die ihren Pflichten nachkommen müssen. Beinahe um immer wieder dieselbe Zeit und genau einmal im Jahre sieht man hie und da kleine Häuflein junger Burschen unter Weinen und Wehklagen über die Wand herüberkommen: es sind neuereberufene Rekruten, die in den russischen Dienst gehen. Auch Händler, Trödler, kriegt man ab und zu, selten, sehr selten zu Gesichte, die mit ihrem bißchen Ware das sonderbare Hindernis zu bewältigen suchen. Ein und aus über diese Wolgaer Umfriedung arbeiten sich mit knapper Not Lehrer, die Bedauernswerten, um ihres schweren Amtes zu walten: Blinde sehend, Taube hörend, Stumme sprechend, zu machen. Sonst ist es still um diese Mauer, todesstill. Wohl kaum ist von einem vernünftigen Menschen zu beachten, wenn manchmal verstohlener Weise oben über der Rinne der Mauer ein struppiger Mannskopf mit der Pfeife erscheint und selbstgefällig lauderwelscht: „M'r san Daitche! Мнѣ хѣмца!“ — Schöne Kempta das, daß sich Gott erbarme!

Nach all dem sollte man wohl meinen, daß diese Kolonisten an ihrem Stammland, an dem deutschen Reiche hängen, daß sie Rußland nur als zeitweiligen Aufenthalt betrachteten. Aber dem ist nicht so. Diese Deutschen sind auch keine Deutschen. Da liegt ja eben der Hase gerade im Pfeffer. Woran erkennt man vor allem einen Deutschen? An seiner Tracht, Sprache, vaterländischer Gesinnung. Aber das alles finden wir bei den Wolgaer Ansiedlern nicht. Ihre Tracht ist halb russisch, halb deutsch. Ihre Sprache ist halb russisch, halb deutsch. Ihre Gesinnung? Nun ja, die ist ein wahres Unikum der Unergründlichkeit; aber wir nehmen an, daß dieselbe weder deutsch noch russisch zu nennen ist. Von russischer Vaterlandsliebe sind diese Leute nicht befeelt, denn sie sind keine Russen. Von deutschem Patriotismus wissen sie auch nichts, denn sie sind in Rußland geboren, und sie können heute nicht einmal angeben, woher, aus welcher Gegend des Auslandes, sie gekommen. Sie wissen nicht, woher sie sind, wohin sie gehen. Sie schwanken „wie ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird.“ Das ist allerdings bedauerlich, erbärmlich, aber eben den Umstand müssen wir uns zu nütze machen.

Wir müssen diesen unstäten Menschenstrom, der schon ziemlich hoch angeschwollen, in unsere eigene Bahn leiten. Und das ist eine nicht geringe Aufgabe unserer Staatsmänner.“ —

Ich hatte mit steigender Aufmerksamkeit die Abhandlung gelesen. Dem Autor derselben war es gelungen, eine Saite in mir zu berühren, die nur allzu leicht in Schwingung geraten kann: ich bin nämlich selbst ein Kolonist, und das Wohl und Wehe meines Volkes ist mir durchaus nicht gleichgültig. Eine ganze Flut von Gedanken stieg in mir auf und, um mir hierüber ein wenig klar zu werden, griff ich nach dem vor mir stehenden Glas Bier und leerte es langsam.

(Schluß folgt).

„O die Pfaffen!“

Wor etwa zwei Wochen kam ein feingebildeter Herr zu Dr. N. N. und sagte ganz verwundert: „Hören Sie einmal, dieses berühmte Werk¹⁾ hat ja ein Priester und noch ganz und gar ein Jesuite geschrieben!“ „Ja, wissen Sie auch, daß dieser Jesuite noch viel mehr und berühmtere Werke geschrieben hat?“ sprach der Doktor, indem er ihm eine ganze Reihe von Büchern desselben Autors aufzählte. „Nein,“ war die Antwort. Besterem möchte ich folgende Geschichte erzählen, indem ich hoffe, daß sie ihm und seinen Gleichgesinnten von Nutzen sein wird.

Zu einem Professor, der die Gewohnheit hatte, seine Vorträge mit den Bemerkungen auszuschnücken: „Die Geistlichen sind für nichts! Kurz, um mich deutlich auszudrücken: Die Pfaffen haßten von jeher die Wissenschaft, Kunst und allen Fortschritt. Sie

liebten und lieben nur den Rückschritt und die Finsternis!“ trat eines Tages nach der Schule ein Student; derselbe war ein braver Bursche, geistig gut veranlagt und ließ sich nicht leicht ins Bockshorn jagen. Dabei erdachte er immer neue Streiche. Dieser also schließt sich dem Professor an und sagt: „Herr Professor! Wären Sie nicht so gütig, mir einige Zweifel lösen zu wollen, die mich peinigen, seit ich Ihre Vorträge anhöre?“ „Avec plaisir, lieber Freund! O, recht gern! Nur heraus damit!“

„Nur einige Fragen, Herr Professor! Wer hat uns denn die alten Klassiker erhalten? Wie, sind sie denn nicht in der mittelalterlichen Barbarei, die die ganze Kulturwelt überschwemmte, zugrunde gegangen?“

„Mönche haben in ihren Klöstern sie abgeschrieben und sie so gerettet.“ „Was, Mönche?“ — „Ja, Mönche, besonders die Benediktiner.“

„Ach, die Pfaffen! Also Mönche haben die alten Codices abgeschrieben und sie so für uns gerettet? Das mußte wohl eine mühsame Arbeit gewesen sein, was? Und selbstverständlich haben sie sich durch den Bibliotheksstaub Lungenschwindsucht zugezogen? Freilich, freilich! Nicht wahr, das war noch damals, als die Regenten nicht einmal ihre Namen unterschreiben konnten? Merkwürdige Zeiten und merkwürdig diese Mönche, daß sie Lust hatten, Buchstaben für Buchstaben aus Livius, Cicero, Cäsar, Virgilius abzuschreiben, und dazu noch aus Propertius, Tibull, Ovidius u. s. w. Und wie schauen diese Codices aus? Sorgfältig geschrieben — wie gemalt — und die Initialen sind wahre Kunstwerke! O diese Pfaffen! — Warten Sie, Herr Professor! Ist es wahr, daß wir ohne die Pfaffen auch keinen Columbus und Vasco de Gama hätten? Ein Mönch, Fra Mauro, sagt man, hätte anno 1450 jene berühmte Karte gezeichnet, welche Columbus' Gedanken anregte?“

„Es ist wahr; eine solche Karte hätte auch jemand anderer zeichnen können!“

„Selbstverständlich! Sollten denn wohl nur die Pfaffen solche geschickten Gedanken haben? Hören Sie! Auch das habe ich gelesen, Herr Professor, daß an die Stelle der ungeschickten römischen Zahlen ein Papst, nämlich Papst Sylvester II., die arabischen Ziffern in der Arithmetik eingeführt habe? Freilich hätte es auch ein anderer getan, wenn sich die Päpste nicht immer in den Vordergrund gedrängt hätten!“

„Auch sagt man, daß das Fernrohr und das Mikroskop ein Pfaffe erfunden hätte. Das kann ja doch fast nicht wahr sein! Die Pfaffen wollen sich auch alles zuschreiben.“

„Das heißt, es ist schon wahr. Der Franziskaner Roger Bacon hat diese Instrumente ausgedacht, aber das war ein moderner Franziskaner und nicht irgendwie ein Finsterling-Kuttenträger.“ — „Du verfluchte Bacon! Wann hat er denn gelebt?“

„Er ist im Jahre 1292 gestorben.“ „Er war sehr früh modern, nicht wahr? — Noch etwas! Unlängst kam mir ein Buch in die Hände, aus welchem ich ersehen habe, welcher als erster es lehrte, daß die Sonne stille steht, daß aber die Erde sich dreht. Das wissen sicher nicht einmal Sie, Herr Professor!“ — „Copernikus!“

„Nein, Herr Professor! Dieser Domherr war nicht der erste. Hundert Jahre fast vor Copernikus lehrte das — was meinen Sie, wer? — der Bischof von Regensburg, Regiomontanus († 1476)!“ — „Möglich!“ — „Entschuldigen Sie gütigst! Warum wird das Zeitalter, wo die Wissenschaften, Künste und die Literatur ganz besonders blühten, das „goldene Zeitalter Leo X.“ genannt?“

„Warum? Weil Leo X. ein besonderer Gönner der Gelehrten, Fürsten und Literatur jener Zeit war.“

„Was? Leo Papst und zugleich Gönner aller kulturellen Errungenschaften?“

„Mir kommt es vor, Bursche, Du hältst mich zum besten?“

„Ach bewahre! Das sind nur Zweifel, Zweifel, unerträgliche Zweifel! Ich möchte gerne den Pfaffen eins aufspielen, daß sie lauter Rückschrittlere und Finsterlinge sind, aber diese Zweifel geben mir keine Ruhe. — Nun, ist es wahr, Herr Professor, daß die ersten unentgeltlichen Volksschulen Johann Baptist de la Salle gegründet hat?“

„Ja, der Franzose de la Salle!“

„Der Priester de la Salle?“ — „Der Priester!“

„Und daß der Taubstummen der erste sich angenommen hat der Spanier Pedro de Ponce und nach ihm de l'Épée?“

³⁾ Moreto, Dona Diana.

¹⁾ Weltliteratur von P. Baumgartner, S. J.

„Der Mönch de Ponce und der Priester l'Espée.“ — „Seien Sie nicht böse, Herr Professor! Wir zwei sind ja nicht schuld daran, daß die Pfaffen in der Geschichte gar keine Ruhe geben. Bitte, auch das noch habe ich gelesen: Nicht genug, daß der Mönch Berthold Schwarz das Pulver, der Mönch Guido d'Arezzo die Tonleiter und die Grundregeln der Harmonielehre erfunden hat, ein Mönch von Tegernsee in Bayern (um 1000) die Glasmalerei, der Jesuit Cavalieri (1747) die Polychromie entdeckte, der Jesuit Secchi die Spektralanalyse — —“

„Genug davon! Ich sehe schon, du hältst mich zum besten! Blitz und Donnerwetter!“

„Richtig, richtig! Den ersten Blitzableiter hat auch nicht Franklin hergestellt, sondern schon 1754 der Prämonstratensermönch Pfarrer Protop Divisch. Das steht sogar in Kürschners Konversationslexikon.“

„Halt die Zunge, Schwächer!“

„Ja, wirklich! Der größte Sprachkünstler unserer Zeit war Kardinal Mezzofanti, der 32 Sprachen rebete und 58 Dialekte.“

„Du Rückschrittler!“

„D nein! Der größte Rückschrittler war der berühmteste Paläograph XIX. Jahrhunderts, Kardinal Mai. Der hat uns die Palimpseste eröffnet.“

„Genug der Dummheiten! Sieh', daß du weiterkommst.“

„In welcher Richtung? Das kann Ihnen sicher nur der Diakon Flavia Gioja sagen. Er hat um 1300 den Kompaß bedeutend verbessert.“

„Du bist hinverbrannt.“

„Was, wenn ich mich verbrannt habe, dann muß die Feuerspritze her, damit keine Feuersbrunst entstehe. Die Feuerspritzen haben zuerst die Cistercienser eingeführt, und die Pariser Kapuziner waren bis zum siebzehnten Jahrhundert die Feuerwehrmänner von Paris.“

„Wenn du nicht schweigst, fliegst du über Hals und Kopf hinaus.“

„Vielleicht in die luftigen Höhen? Richtig! Den ersten Luftballon hat der Ordensmann Berthold Guzman erfunden, welcher 1720 in Gegenwart des ganzen portugiesischen Hofes mit dem Luftballon aufuhr. — Was wünschen Sie sich Ihre Augengläser, H. Professor? Die sind ja auch eine Erfindung der Pfaffen! Schon im 13. Jahrh. hatte sie der Dominikaner Alexander Spina erfunden. — Haben Sie wohl so Eile, daß Sie auf die Uhr sehen? Das sollten Sie überhaupt nicht tun, denn die Uhr ist ja auch eine Erfindung der Pfaffen. Von dem Kirchenschriftsteller Cassiodorus († 505) haben wir die erste Uhr, verbessert aber hat diese Erfindung Gerbert, der nachherige Papst Sylvester II., den wir schon erwähnt hatten. Die erste astronomische Uhr stellte her der Abt Richard Wallinfort im 1316. Jahre. — Jetzt aber gehe ich. Es brennen schon die Gasflammen. Nur noch das, H. Professor! Sie wissen sicher noch nicht, daß die Jesuiten das Gaslicht entdeckt haben, diese „natio lucifuga!“ Ganz bestimmt haben die Jesuiten es erfunden und 1794 in England zuerst eingeführt. — Leben Sie wohl, Herr Professor! Wollen Sie gütigst entschuldigen! Wie, auch ein Bicycle haben Sie? Dieses erfann ja der Priester Piaton, welcher schon anno 1845 auf dem Zweirade fuhr. —

„Gute Nacht! Nochmals bitte ich um Pardon! Was wahr ist, bleibt wahr! Nur Wahrheit rede der Geschichtsprofessor.“

Noch einmal sagte der Student „Adieu,“ der Herr Professor aber nichts. —

Vom Kriegsschauplatz.

Die Nachrichten aus der Mandshurei wissen, außer über kleinere Scharmützel und Vorhutgefechte, bei denen der Erfolg sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigt, nichts zu berichten. In Wladivostok soll man sich gegenwärtig mit aller Energie auf eine langwierige Belagerung vorbereiten. Auch sollen täglich gegen 1000 Mann Soldaten aus Rußland dajelbst ankommen. Wie gerüchtweise verlautet, schicken sich die Japaner zurzeit an, gegen die Festung vorzurücken.

Inzwischen gehen auch die Vorbereitungen zu den Friedensverhandlungen ihren Weg. Eine Washingtoner Meldung der „Centr. News“ vom 10. Juni verbreitete ein Gerücht, wonach die Frie-

densverhandlungen eingestellt sein sollten. Hierauf veröffentlicht die Oberprekverwaltung im „Praw. Westn.“ einen Widerruf dieser Meldung, der besagt, daß diese Nachricht erdichtet sei. Die Verhandlungen werden ohne jede Verzögerung geführt, und nicht eine Anfrage der Regierung der Vereinigten Staaten ist von Seiten Rußlands unbeantwortet geblieben. Die kurze Krankheit des Ministers des Außern Grafen Lamsdorff verhinderte ihn nicht, die Geschäfte fortzusetzen, und hatte keinen Einfluß auf den Gang der Verhandlungen. Der geschäftliche Verkehr mit dem hiesigen Vertreter der Vereinigten Staaten wurde ohne Unterbrechung unterhalten.

In demselben Sinne spricht auch eine von Roosevelt zur Veröffentlichung erlaubte Bekanntmachung, wonach die russische und japanische Regierung den Präsidenten der Vereinigten Staaten in Kenntnis gesetzt haben, daß die von ihnen bestimmten Bevollmächtigten möglichst bald zusammentreten werden. Nach dem 1. August würden die Bevollmächtigten beider Seiten über das Recht verfügen, Friedensverhandlungen zu unternehmen und einen Friedenstraktat zu schließen, welcher der Bestätigung beider Regierungen unterliege. — Als Bevollmächtigte japanischerseits werden der Minister des Außern Komura und der Washingtoner japanische Bote Takachira bezeichnet.

Zur Verstärkung und Ergänzung der Truppen im fernen Osten wird laut Allerhöchstem Befehl an den Kriegsminister ein Teil der Reservisten aus den Kreisen des Petersburger, Moskauer, Rjever und Warschauer Militärbezirks auf den Kriegsfuß gesetzt. Die Mobilisation geht, wie gemeldet wird, in Ruhe und Ordnung von statten.

Infolge der in Gesellschaftskreisen und in der Presse aufgetauchten verschiedenartigen Gerüchte bezüglich der Übergabe der Panzerschiffe: „Imperator Nikolai I.“, „Diel“, „Admiral Sinjwin“ und General Apraksin“ an den Feind, teilt der Generalstab der Marine mit, daß Konteradmiral Nebogatow und die Kommandeure dieser Schiffe nach Rückkehr aus der Gefangenschaft nach Rußland der Übergabe an das Gericht unterliegen auf Grund der Beschuldigung des laut Art. 279 des Kriegs-Marinegesetzes vorhergesehenen Verbrechens: „Wer über eine Flotte, ein Geschwader, eine Geschwaderabteilung oder ein Schiff befehligt und vor dem Feinde die Flagge streicht oder die Waffe streckt oder kapituliert, ohne seine Pflichten gemäß dem geleisteten Eide, den Anforderungen der Offizierslehre und den Regeln des Marinegesetzes erfüllt zu haben, der unterliegt der Ausschließung aus dem Dienst mit Entziehung des Ranges, falls aber solche Handlungsweise ohne Kampf geschehen oder ungeachtet dessen, daß die Möglichkeit zur Verteidigung vorhanden war — der Todesstrafe.“

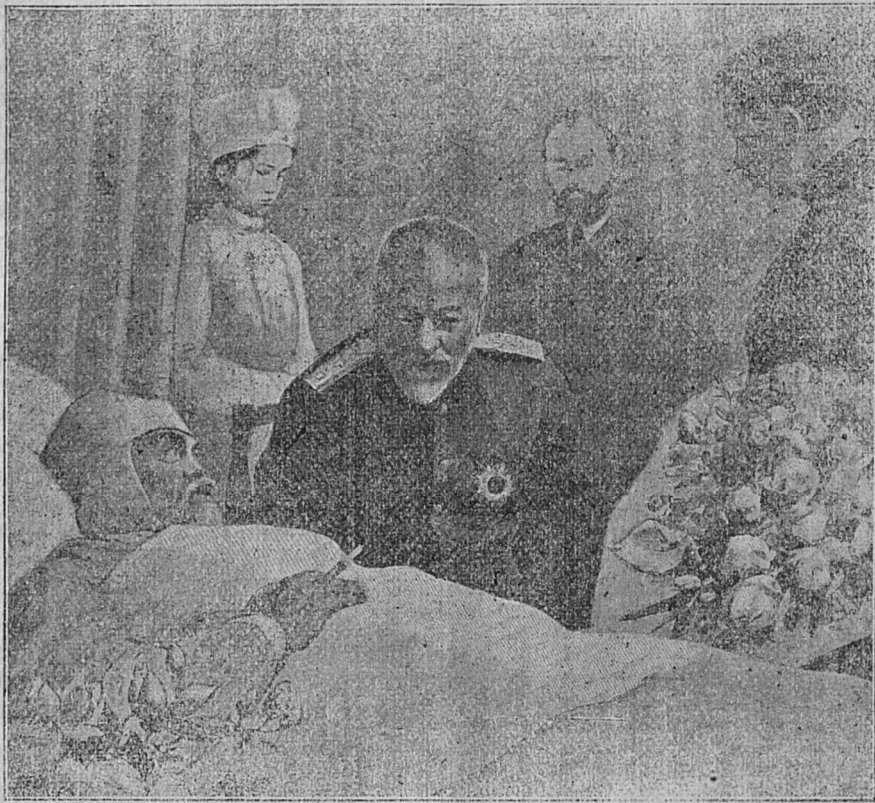
Ein Brief vom Kriegsschauplatz

wird uns von freundlicher Seite zugestellt mit der Bitte, denselben in die Spalten des „Klemens“ aufzunehmen. Wir lassen denselben mit Hinweglassung persönlicher Angelegenheiten in nachstehendem folgen: „Mandshurei, den 24. Mai 1905.“

Lieber Bruder!

Du fragst oft in deinen Briefen nach Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz. Leider kann ich Dir nur über das schreiben, was ich höre und mit meinen Augen sehe, es ist aber sehr wenig, denn mehr liest Du in den Zeitungen.

Jetzt sind wir noch immer beschäftigt mit Aufwerfen von Festungen. Eingeschanzt haben wir uns bedeutend besser als vorher. Seitdem Binewitsch den Oberbefehl hat, haben wir viel bessere Ordnung. Im allgemeinen kann man aber nicht viel sagen, denn etwas bestimmtes bekommen wir Soldaten nicht zu hören. Kann Dir auch mitteilen, daß wir Katholiken den 22. Mai ein großes Glück hatten. In unserer Mitte hatten wir einen katholischen Priester. Frei auf dem Felde richteten wir aus Zelten eine Kirche auf, aus Kasten wurde schnell der Altar hergerichtet. Wir beichteten in der Zahl 170 Mann Soldaten und 8 Offiziere. Unter dieser Zahl beichteten auch meine guten Bekannten Felix Kreizmann aus Preuß, Franz Dilmann und Andreas Groß aus dem Chersonschen Gouv. Der Priester war uns gegenüber ein sehr lieber Mann, schenkte uns Kreuzchen und Muttergottespfennige, die wir mit großer



Togos Besuch bei dem verwundeten Koshestwenski in Sasebo.

Freude annahmen. Während dieser Feier hatten wir aber sehr starken Wind, so daß unsere Kirche immerfort voll war mit Staub.

Für heute kann ich Dir weiter nichts schreiben, denn man ruft uns schon wieder zur Arbeit.

Dein Bruder
Anton Brendel.

K o r r e s p o n d e n z.

Schnck, Gouv. Saratow. Am 13. dieses Monats fand hier das Fest des hl. Antonius von Padua statt, wie das alljährlich geschieht. Eine unabsehbare Menge frommer Wallfahrer aus den umliegenden Dörfern hatte sich zeitig zu Gebet und Gottesdienst eingefunden. Sogar von der Wolgaer Wiesen Seite waren Leute da, die zur Verehrung des großen Heiligen herübergekommen.

Der Gottesdienst begann an besagtem Tage frühzeitig in Kapelle und Kirche. Sieben Geistlichen waren herbeigeeilt, um dem Feste die höchste Weihe zu verleihen, um die Gläubigen Beicht zu hören und in ihrer löblichen Andacht zu leiten. Es wurde mit dem Hochamte einschließlich in allem sieben hl. Messen abgehalten. Das Hochamt hielt der Hochwürdige Herr Pfarrer von Saratow, Dek. Georg Baier, die Festpredigt der Pfarrer von Kamenka, P. Alex. Staub. Wahrhaft rührend und erhebend war die Andacht, mit der die Wallfahrer der hl. Messe beiwohnten. Ebenso aufmerksam lauschten sie der schönen Rede, den lebendigen Worten des Festpredigers.

Die Pfarrkirche war so voll, daß man nur mit der größten Mühe durchzukommen vermochte, — ein Beweis, wie eifrig man hierorts, und, versteht's sich, nicht umsonst, den hl. Antonius verehrt. Solches ist nicht genug zu loben. M.

Kamenka, Gouv. Saratow. In der Nacht auf den 15. Juni brach auf der Tenne des hiesigen Einwohners Joseph Rot Feuer aus, welchem 3 Strohhölzer von 20 Faden im Werte von 400 Rbl. zum Opfer fielen. Man vermutet Brandstiftung. Alle Einwohner waren auf dem Felde mit dem Acker der Brachfelder beschäftigt, sodaß nur die angemietete Feuerwehr ihre Tätigkeit entfalten konnte; dank deren rechtzeitigem Erscheinen auf der Brandstätte ward dem weiteren Verbreiten des Feuers Einhalt getan.

Alexandrowsk, Gouv. Cherson, 12. Juni 1905. Der Hochw. Vikar an der katholischen Pfarrkirche in Charkow P. Wojzech Adalbert Wagner wurde in der Nacht vom 2. auf den 3. Juni auf der Straße beim Nachhausegehen von Räubern überfallen. Nachdem die Schurken ihn seiner Geldtasche, zweier Uhren und der Oberkleider beraubt hatten, versetzten sie ihm mehrere tödliche Wunden und ließen ihn bewußtlos am Boden liegen. Bald nach der Übeltat wurde der Unglückliche von den Nachtwächtern entdeckt und von selbigen ins nächste Krankenhaus zur Verpflegung untergebracht, wo er nach 24 Stunden seinen Geist aufgab, ohne zum Bewußtsein gekommen zu sein. Merkwürdig ist, daß der Verewigte nur 60 Schritte von dem Hause, in welchem er gelegentlich eines Familienfestes zu Gast war und von wo er sich noch vor dem Festessen unbemerkt und geräuschlos nach Hause begab, überfallen wurde.

P. Wagner (Pole) stand im 33. Lebensjahre und freute sich einer seltenen Beliebtheit in den weitesten Kreisen, auch unter Andersgläubigen. Seine Unbescholtenheit, Herzensgüte und sein einnehmendes Wesen hatten ihm viele Gönner und Freunde erworben. Er war ein Muster priesterlichen Wandels. Am 7. Juni fand die Beerdigung statt. 5 Priester waren zugegen. Der Hochw. Herr Dekan aus Zekaterinoslaw P. Hartmann celebrierte das Totenamt. Die Kirche war Kopf an Kopf angefüllt; alles weinte und schluchzte, auch der Celebrant konnte sich der Zähren nicht erwehren. Gegen 15000 Menschen beteiligten sich am Trauerzuge; außerdem strömte eine ungeheure Menschenmenge nach den Straßen, durch die sich der Zug bewegen sollte. Der Leichnam des Verstorbenen wurde zum Bahnhofe gebracht, um ihn in seiner Heimat beizusetzen. Da der Verblichene nichts hinterlassen hat als sein Brevier, welches man neben ihm am Orte des Überfalls vorfand, so wurden die Beerdigungskosten von den Pfarrkindern bestritten. P. Wagner war die einzige Stütze armer Eltern und Geschwister. R. i. p.!

Jakob Kissling.

Katharimental, Gouv. Cherson. Nach Ostern d. J. fuhr unser neuer Kirchendiener Marfus Stolz nach Halbstadt, wo er bis Neujahr 1905 gleichen Amtes fungiert hatte, um seinen Lohn zu erhalten. Doch anstatt des Lohnes hat man ihm Schläge und bärenartige Hiebe ausgeteilt, zum bedauern aber war der arme Gut, welcher in beständiger Schwingung in der Luft umherflog und fast den

Boden nicht mehr finden konnte. Allen nach müssen diese Hiebe die Zinsen von der Halbstädter Kirchendienstschulden gewesen sein. Wenn die Zinsen schon sauer schmeckten, wie wird es erst mit dem Kapital werden? —

Über genannten tollen Streich wird sich gar niemand wundern, oder denselben gar als eine Hyperbel betrachten, wenn ich dazu noch bemerke, daß dem 7 Jahre im Dienst gewesenen Lehrer und Schreiber dessen Spargroschen, wie mir bekannt, — etwas über 100 Rbl., vom vorigen Jahr bis jetzt noch nicht ausbezahlt sind. Darum fühlte sich letzterer genötigt, eine schriftliche Klage bei dem Herrn Landvogt des 6. Distrikts einzureichen. Ist ähnliches nicht eine Schande und himmelschreiende Sünde! Glaube kaum, daß Vater Abraham noch fünf gerechte in Halbstadt finden würde? . . Ein warnendes Beispiel für die künftigen Gemeindediener des erwählten Dorfes! . . Undank ist halt der Welt Lohn.

X.

Mandschurei, im Mai 1905. Geehrte Leser des „Klemens!“
 Immer und immer wieder werden Fragen an mich gerichtet, ob es denn wahr sei, daß die an die Soldaten der Armee adressierten Postsendungen von Kleidern und Schwären verloren gängen. Darauf erwidere ich: Was die Postsendungen an Soldaten unserer Brigade anbelangt, so ging meines Wissens noch keine einzige derselben verloren. Persönlich erhielt ich deren schon drei. Daß in dieser Hinsicht gerade unsere Brigade die allglücklichste sei und andere Kommandos vielleicht nur den zehnten Teil erhalten sollten — ist schwer zu glauben. Tatsache ist, daß 3 oder 4 Sendungen halb zerschlagen hier ankamen, aber meiner Ansicht nach ist daran am allerwenigsten die Post schuld. Wer weiß, daß die Sendungen eine Reise von 10000 Werst durchmachen müssen und dann da ankommen, wo man nicht Zeit hat, mit demselben gerade zimperlich umzugehen, und dennoch einen Kasten von ganz unnötiger Größe *) und zweifelhafter Dauerhaftigkeit nimmt, der muß auch wissen, wenn er die Schuld zuzuschreiben hat, wenn solche Kästen zuweilen zerschlagen hier ankommen. Gerade dies war bei uns der Fall, die Kästen waren unnötig groß und sehr schwach gebaut. Die Adresse muß richtig und deutlich geschrieben sein, der Kasten etwas massiv und kann bis zu 15 Pf. Gewicht haben. Wird dies nicht befolgt, so muß freilich die Post herhalten. Außerdem hat jeder Soldat laut Armeebefehl das Recht, für verloren gegangene oder zerschlagene Sendungen den Wert in bar zu erhalten. Das Unangenehme an der Sache ist, daß wir die Sendungen so lange nicht erhalten, woran aber wiederum die Post nicht schuld ist — verkürzt die Entfernung von 10000 Werst um die Hälfte, so wird es gewiß anders werden. Außerdem möchte ich folgendes bemerken: Wird dem Soldaten etwas geschickt, so ist es ja allbekannt, wer die Rolle des Einpackens besorgt. Nun erhielten vor einiger Zeit zwei meiner Kameraden Sendungen, bei deren Öffnen ich zugegen war. Die Verpackung war nicht die beste: Tabak, Seife und Schinken kamen in sehr unliebsame Berührung. Warum hat man nicht dünne Bretchen dazwischen gestellt? Der Tabak roch nach Schinken, der Schinken nach Seife. O du unglückselige Post! Gewiß mußt du wieder dafür herhalten. Wenn ich dich in diesem Falle nicht in Schutz nehme, so ist dies nicht Feigheit, sondern heillosen Respekt; denn den Schuldner immer offen nennen, ist manchmal gewagt und zudem — Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

J. Hardock.

Aus Welt und Kirche.

Saratow. S. Excellenz, Unser Hochw. Herr Bischof ist am 18. Juni von der Firmungsreise zurückgekehrt. Die Fortsetzung des Berichts über letztere folgt in der nächsten Nummer.

Zeichen der Zeit.

(10.—17. Juni. Die Aufzählung ist jedoch lange nicht vollständig.)

1. M o r d e.

In Warschau wurde der Arbeiter Zuskewitsch auf offener Straße erstochen, weil er am Ausstand keinen Teil nehmen wollte. — In Belestok fand ein Schutzmann durch 4 Revolverschüsse seinen Tod. — Beim Arrestantenaufstand in Libau erhielten 12 Mann

Stichwunden. — In Moskau und Warschau bohrte man Schutzmannern das Messer in den Leib. — Durch eine Bombe sollte der Polizeimeister in Tschestochan getötet werden, doch verfehlte dieselbe glücklicherweise ihr Ziel. — Nach 4 Kosaken warf man in Libau eine Bombe, die jedoch nicht barst. Ein Angestellter der Stadtbahn wurde durch Revolverschüsse verwundet. — Der Fabrikarbeiter in Riga büßte durch Revolverschüsse sein Leben ein. — In Rowno wurden in einem Krawall 5 Personen schwer verwundet. — In Rowarsk (Gouv. Rowno) ist der Urjadnik ermordet. — In Kostow am Don wurde eine Masse von Stech Waffen zusammengekauft, um sie nach dem Kaukasus zu befördern; die Polizei kam jedoch noch rechtzeitig dahinter. — Auf die Kosakenstreifwache in Riga wurde drauf losgefeuert. Die Böjewichte entflohen. — In Wilna wurde ein Schutzmann und in Petersburg ein Stadtwierrelaufseher erschossen. — Wegen einem Mordanschlag auf den Gehilfen des Pristaw in Twinsk ist der Missetäter Deutsch, 19 Jahre alt, zum Tode durch den Strang verurteilt. Das Oberkriegsgericht hat den Urteilspruch bestätigt. — Über die Städte Lodz und Odessa nebst ihren Kreisen ist der Kriegszustand verhängt. — In Wilna wurde ein Schutzmann auf einen Schlag getötet. — Der Arbeiter Sazonow warf nach dem Polizeimeister eine Bombe, die glücklicherweise nicht traf. — Als der Schutzmann Pawlowsky in Odessa einen Verbrecher festnehmen wollte, warf dieser eine Bombe, die den Schutzmann in Stücke zerriß und auch den Böjewicht so stark verwundete, daß er nach einer halben Stunde seinen Geist aufgab.

2. Arbeiterausstände

hatten statt in: Lodz, Warschau, Minsk, Rischinew, Biala, Slawjansk, Odessa, Orenburg, Wilna, Taganrog, Mariupol, Wjasniti u. s. w., u. s. w.,

3. Bauernunruhen.

In den Kreisen: Alfarsk und Serdobsk, Gouv. Saratow, mähen die Bauern eigenmächtig fremde Wiesen und weiden dajelbst ihr Vieh. Der Saratower Gouverneur hat sich dorthin begeben. — Aus den Kreisen Sumy und Lebodinsk, Gouv. Charkow, werden Brandstiftungen und Gewalttaten an fremden Vermögen berichtet. — Im Sjumenschen Kreise, Gouv. Minsk, sind die Bauern aufrührerisch geworden.

Ausstand in Odessa.

Kurz vor Herausgabe dieser Nummer brachte der Draht einen umfangreichen Bericht über die in Odessa ausgebrochenen Wirren. Die revolutionäre Bewegung hat sich nach einer Mitteilung des „Praw. Westn.“ nicht nur unter den Arbeitern der Stadt Odessa Bahn gebrochen, sondern ist sogar bis in die Reihen der Schiffsmannschaft der Schwarzmeerflotte gedrungen. Den Anfang hat die Mannschaft auf dem Panzerschiff „Kujas Potemkin-Tawritschefski“ gemacht, auf welchem sämtliche Offiziere ihr Leben lassen mußten. Näheres über die grauenhaften Unordnungen im Hafen der Stadt und auf der Flotte finden unsere Leser in der nächsten Nummer.

Im Roten Kreuz.

In der „Wetsch. Putschta“ ist der Brief eines Soldaten aus der Mandschurei abgedruckt, dem wir folgende Stelle entnehmen:
 „ . . Ich schreibe Dir wiederum über die Tätigkeit des Roten Kreuzes und dessen Übungen der Barmherzigkeit. Teurer Bruder, wenn vom Roten Kreuz und dessen Tätigkeit die Rede ist, so erhebt sich einem in der Seele eine unabsehbare Flut von Widerwillen und Ärger gegen dessen Handlungsweise. Weißt Du, Wanja, jetzt sind die Buden der Chinesen mit verschiedenen Waren des Roten Kreuzes überfüllt, und der arme Soldat muß den dreifachen Preis zahlen für jedes Stück, das aus Mütterchen-Rußland als freiwillige Spende geschickt wurde. Manche dachten wohl bei Überreichung der Spende, ihr Scherlein käme dem armen Soldaten zu gut, aber es stellte sich ganz anders heraus. Alle diese mit Zähren und mühevollen Schweiß bedekten Gaben gingen und gehen zur Füllung der Taschen der Leiter des Roten Kreuzes, und unjereinem fällt irgendetwas ganz wertlos und gegenüber solcher Menge verschwindender Teil dieser freiwilligen Spenden zu und auch dieses nur einigen.“

*) Eine Arschin im Quadrat.

B u r S e e.

Die „Rußj“ hat folgende Zuschrift an die Redaktion von der Schwester eines Offiziers, L. M., erhalten, welcher auf dem Panzerschiff „Nawarin“ zu grunde ging: „Unter den Verwandten und Bekannten der vorzeitig in der Schlacht bei Tsusima zum Opfer gefallenen Seeleute gehen hartnäckige Gerüchte, daß in den Bestand des 2. und 3. Geschwaders solche Schiffe aufgenommen wurden, deren Vernichtung das Verderben der ganzen Schiffsbesatzung unabwendbar nach sich ziehen mußte. Es heißt, daß einige Monate vor dem Auslaufen des 2. Geschwaders irgend ein Schiffsingenieur auf die schwache Dauerhaftigkeit der Schiffe und die äußerst schwache Aufstellung der 75 Millimeter-Batterien hingewiesen habe, welche auf einigen Schiffen sogar für die Abwehr der Minenangriffe nicht geeignet war u. s. w., u. s. w. Die Marine-Verwaltung anerkannte die Tristigkeit des in dieser Angelegenheit erstatteten Berichts und sandte dessenungeachtet diese Schiffe ins sichere ruhmlose Verderben!“

„Ist es denn wirklich wahr?“

„Können den wirklich jene Leute ruhig leben, die leichten Herzens Tausende junger Leben in den sicheren Tod schicken?“

„Wie lange noch werden denn diese Herren ungestraft und unverletzt gelassen?!“

Wie die „Liberté“ aus Petersburg erfährt, wird das ganze Personal der technischen Abteilungen der Admiralität, die für den Zustand der nach dem fernen Osten abgeordneten Schiffe verantwortlich sind, wegen Bestechung unter Gericht gestellt werden. Admiral Birilew, dem die Untersuchung der Schlacht bei Tsusima übertragen ist, sei als Vorsitzender einer besonderen Kommission ernannt, deren Aufgabe es sei, auf alle Fehler des Marineministeriums Licht zu gießen.

Unruhen in Lodz.

Wie die „Lodz. Ztg.“ berichtet, zog Mittwochabend, den 9. Juni, eine Anzahl Personen nach dem Poznanski'schen Hospital in Lodz, woselbst angeblich zwei der bei den am Sonntag vorher erfolgten Straßenkämpfen verletzte Personen gestorben sein und beerdigt werden sollten. Als man jedoch dortselbst keine Leichen vorfand, verbreitete sich alsbald unter der Volksmenge das Gerücht, daß diese Leichen bei Nacht im geheimen beerdigt worden wären. Es währte nicht lange, so sammelte sich vor jenem Spital und in den in der Nähe gelegenen Straßen eine nach mehreren Tausenden zählende Menschenmenge an, welche sich zu einem langen Zuge gestaltete und dann unter Scheinkundgebungen, unter Entfaltung einer großen Anzahl schwarzer und vorwiegend roter Fahnen und Standerter mit revolutionären Aufschriften in polnischer und jüdischer Sprache vom genannten Spital aus durch die Straße zog. Von Schritt zu Schritt schlossen sich dem langen Zuge immer mehr Menschen an. Jeder Vorübergehende wurde von den Demonstranten aufgefordert, sein Haupt zu entblößen und sich dem Zuge anzuschließen. Der Tramwayverkehr wurde unterbrochen. Unter Hurrah- und Vivatrufen sowie Gesang revolutionärer Lieder ging es weiter. Der Zug dürfte bereits die Zahl von 20000 Personen erreicht gehabt haben, als von beiden Seiten plötzlich ein größeres berittenes Militäraufgebot, bestehend aus Kosaken, heranstürmte, um den Zug in zwei Hälften zu teilen und die angesammelten Menschenmassen zu zerstreuen. Kaum hatten sich die Kosaken dem Zuge genähert, als irgendwo ein Revolverchuß abgefeuert wurde, was das Militär veranlaßte, eine Anzahl Salven abzufeuern. Es entstand eine schreckliche Panik. Ein jeder suchte zu fliehen. Wer konnte, kletterte über Zäune und Torwege, wo sich solche befanden. Eine Anzahl besonnener Männer kamen auf den Gedanken, die Zäune und Torwege mehrerer Grundstücke mit vereinten Kräften niederzureißen und so der anstürmenden Menge, von welcher nur wenige das Glück hatten, durch die offene Haustorwege auf die Höfe der Häuser flüchten zu können, Raum zu schaffen. Als dies geschehen, flüchteten viele durch die Gärten und über die Plätze der Grundstücke, auch hier die Zäune, niederreißend. Bei dieser Flucht und während der Panik stürzten viele Personen, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder zu Boden und wurden, wenn nicht totgetreten, so doch schwer oder leicht verletzt. In wenigen Minuten war der große Zug durch das Einschreiten der Militär- und Polizeischutzpatrouillen zerstreut. Dies ereignete sich gegen 9 Uhr abends.

An den folgenden Tagen wiederholten sich diese Straßenkämpfe und dauerten auch am Sonnabend noch fort. Bis in die Nacht auf den Sonntag hörte man Revolver- und Flintenschüsse. Laut offiziellen Daten waren bis Sonnabend abend 164 Tote und 150 Verwundete zu verzeichnen. Selbstverständlich kann die Ziffer nicht alle Vorfälle umfassen, da viele Verwundete von Feldschern und Ärzten zu Hause in einer Privatwohnung behandelt werden. Ein großer Teil der Einwohner verbrachte die Nacht auf Sonntag in großer Sorge um ihr Leben. Viele Familien, hauptsächlich israelitische, warteten mit Ungeduld auf das Tagesgrauen, um die Stadt verlassen zu können. Es war eine wahre Völkerwanderung. Eine lange, endlose Reihe von Fuhrern bewegte sich nach allen Richtungen der Stadt. In den Wagen saßen jüdische Familien mit ihrem Hab und Gut. Im ganzen sind aus Lodz gegen 20000 Personen ausgewandert.

Die Kirchen waren fast leer. Eine Prozession, an der sich sonst 30—40000 Menschen beteiligten, hatte an diesem Sonntag kaum 500 Teilnehmer.

In der Stadt gab es im ganzen 54 Kronsbrennweinläden, von denen 35 teils zertrümmert, teils in Brand gesteckt wurden. Von den 54 Buden sind somit nur 19 heil geblieben. Der daraus entstandene Schaden der Krone beläuft sich auf 85000 Rbl.

— Ausländische Blätter geben die Zahl der bei den letzten Unruhen in Lodz getöteten auf 561 Personen, und zwar 343 Juden und 218 Christen, an. Verwundet wurden etwa 700.

Nunmehr wurde über Lodz der Belagerungszustand verhängt. Die örtlichen Zeitungen berichten, daß alle Kaufleute im Auslande sich geweigert haben, den Lodzer Fabrikanten Kredit zu gewähren, sogar Firmen ersten Ranges haben mit Verhängung des Belagerungszustandes den Kredit verloren. Für Fabriken, welche ausländisches Rohmaterial bezogen, dürfte der Kreditverlust von vernichtenden Folgen sein; schon macht sich Mangel an Rohmaterial fühlbar, sodaß viele Fabrikanten Bestellungen ablehnen müssen.

Die Pastorenmißhandlungen

hören nicht auf. Wie die „Düna-Ztg.“ meldet, fanden am vorigen Sonntag in der protestantischen Kirche von L a u d o h n Störungen revolutionären Charakters statt.

Während der Predigt bemerkte der Pastor eine Unruhe in der Gemeinde; Leute drängten sich zudringlich zur Kanzel heran. Ihnen traten drei Damen entgegen, als sie sich überzeugten, daß der Pastor von der Kanzel entfernt werden sollte. Es entstand ein Tumult, die Damen wurden brutal zurückgedrängt, und der Pastor unterbrach die Predigt, indem er sich an die Gemeinde mit der Frage wandte: „Ist denn niemand, der den Pastor schützen will?“ Nachdem er diese Frage wiederholt, schrien zwei Stimmen „Nein!“ Im selben Augenblick wurde er gefaßt und über die Kanzelbrüstung in das Schiff der Kirche gezogen. Nun wurde er von der Menge aufgefordert, „mitzugehen“ und die rote Fahne zu tragen. Als er sich entschieden weigerte, wurde er aufgehoben und aus der Kirche herausgetragen. Draußen versuchten die Tumultuanten nochmals, ihm die rote Fahne in die Hand zu drücken — doch wiederholt weigerte sich der Pastor. Da scheute die entmenschte Bande sich nicht, den greisen Pastor an den Füßen zu fassen, auf die Landstraße zu werfen und auf denselben mit sich zu schleifen. Nach einem Gewitterregen hatten sich Pfützen auf der Straße gebildet. Die Menge umging nach eifriger Beratung die erste Pfütze, bei der zweiten, größeren, konnte sie es sich doch nicht versagen, den Prediger durch die Pfütze zu ziehen. Da erscholl (wahrscheinlich von einem Wohlgesinnten ausgestoßen) der Ruf: Kosaken kommen! Im Nu ließ die feige Bande von ihrem Opfer ab und fing an, sich zu zerstreuen. Mit zerrissenem Talar, zerrissener Kleidung und verletzt und geschunden gelangte der Pastor endlich durch Hilfe eines Schulmeisterjohnes ins Pastorat Laudohn und von dort am Abend nach einem für ihn sichereren Orte. Die Ausschreitenden sollen zum größten Teil der Kirchengemeinde angehört haben.

Verwundetenbehandlung.

Die „Rußj“ bringt folgenden Bericht über einen Verwundetentransport auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Liaojang: „Europatkin bereitete die Beamten, die die Organisation des

Verwundetentransportes zu leiten hatten, darauf vor, daß auf 40,000 Mann zu rechnen wäre. Tatsächlich waren es nur 15,000 Mann. Aber wie wurden diese befördert!

In dem Sanitätszug, der zuerst Zielsing passierte, waren mehr als 1000 Kranke und Verwundete in fünfzig Güterwagen untergebracht. Sie waren nicht gleichmäßig verteilt, sondern wie Stücke Holz hineingeworfen worden. In manchen Wagen lagen fünfzig Verwundete und in anderen nur fünf. Eine Trennung von Kranken und Verwundeten hatte nicht stattgefunden. Leute mit zerhissenen Eingeweiden lagen neben Dysenteriekranken. Da die Wagen in der Mitte durch eine Lage Bretter in eine obere und eine untere Hälfte geteilt waren, so sahen wir viele Fälle, wo die auf der oberen Reihe liegenden Dysenteriekranken die regungslos auf dem Boden liegenden Verwundeten verunreinigten.

In anderen Waggons lagen Typhuskranken zusammen mit Verwundeten; einige der ersteren liefen im Delirium im Wagen hin und her und traten auf den zerschmetterten Knochen ihrer Kameraden herum. Im ganzen Eisenbahnzuge war nur ein Arzt, keine einzige Barmherzige Schwester. Einige von den Leuten, die Schüsse in den Kopf erhalten hatten, waren wahnsinnig geworden. Unter wildem Schreien liefen sie auf den Körpern der hilflos am Boden Liegenden herum. Vier Tote nahm man heraus, deren Todesursachen nicht die Verwundungen waren.

Dieser Transport war 48 Stunden ohne Nahrung und ohne neuen Verband gewesen. Bei allen Verwundeten hatte sich der Verband gelöst, war von Blut durchfeuchtet und von den Wunden abgerutscht. Während der ganzen Zeit waren die Wagen nicht gereinigt worden, da der Zug nur Eisenbahnpersonal hatte, sonst aber für keinerlei Bedienung gesorgt war. In vielen der Wagen lagen die Toten schon den zweiten Tag; infolge der Hitze waren die Leichen stark in Verwesung übergegangen. In einem Waggon waren die Reste der letzten Ladung, Steinkohlen, übriggeblieben. Die Verwundeten wurden direkt auf den feinen Kohlenstaub gelegt, der so tief und dicht die Wunden bedeckte, daß die Ärzte es besonders schwer hatten, mit ihnen fertig zu werden. Viele waren von ungelungen und unerfahrenen Soldatenhänden verbunden, und in diesem Zustand waren sie auch abgefrachtet worden. Mit einem Worte: das war kein Verwundetentransport, sondern ein Wegwerfen nicht mehr tauglicher Organismen!

In die schmutzigen Güterwaggons der anderen „Sanitätszüge“ wurden die Verwundeten hineingestopft. Wie viele in einen Wagen hineingehen konnten, darum kümmerte sich kein Mensch. Ohne sie auch nur zu zählen und ohne Auswahl wurden sie hineingezwängt. Direkt auf die obere Reihe der Bretter, direkt auf den schmutzigen Fußboden legte man die Unglücklichen — die Lokomotive pffiff, und der Zug holperte los! Diese Züge hatten, wie schon gesagt, weder Verbandmaterial noch Proviant mit sich.

Die Ärzte bateten auf den Stationen, auf denen sich Versorgungspunkte für vorüberziehende Truppen befanden, ihnen wenigstens Brot für ihre hungernden Pflügel zu geben. Aber die Offiziere, welche diese Stationen verwalteten, konnten ihnen diese Bitte nicht erfüllen, da sie keine entsprechende Order hatten.

Von Zeit zu Zeit war es möglich, dem einen oder dem anderen Teil dieser vergessenen Menschenschar etwas Nahrung zukommen zu lassen. Das war aber nur ausschließlich da, wo sich auf dem Wege die Hospitäler der Landschaften befanden, die außerordentlich praktisch eingerichtet und reich mit allem versehen sind.

In Zielsing beförderte sofort die Abteilung des Hospitals der Landschaft von Zeroslaw-Rostromski eine Küche nach der Station, wo an einem Tage 3800 Mittagsportionen und große Menge von Tee an die Mannschaften verteilt wurden.

Dieser Verwundenen- und Krankentransport dauerte eine Woche. Genannte Hospitäler haben in dieser Zeit in Zielsing 28,000 Portionen verabfolgt.

Wenn aber die Landschaften keine Hospitäler auf den Kriegsschauplatz gesandt hätten! Oder wenn sie nicht so gut organisiert gewesen wären, sondern sich ein Beispiel an der Organisation der Militärhospitäler genommen hätten, was würden dann unsere Verwundeten und Kranken für ein Schicksal gehabt haben? . . . Den Hungertod!

Dieser Kranken- und Verwundetentransport war eine uner-

hörte Barbarei. Die Welt muß erfahren, wie wir unsere Vaterlandsverteidiger lohnen, wenn sie mit zerschmetterten Gliedern auf uns angewiesen sind. . . .“

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.*)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann S. J.
(Fortsetzung)

Hätte Abbé Montmoulin geahnt, daß seine Geduld die erste Veranlassung zur Befreiung dieses Mannes sein sollte, die sich freilich erst viel später vollzog, es wäre ihm das ein noch weit größerer Trost gewesen als dessen freundliches Wort.

Weiter eilte die „Durance“, jetzt in nordöstlichem Laufe, und endlich tauchten die Berge Neu-Caledoniens aus den Wogen der Südsee empor. Jetzt, am fünfzigsten Tage der Fahrt, wurde der weiße Gischtfranz der Korallenriffe sichtbar, welche die Insel umwallen. Auf ein Kanonensignal kam in schwankem Boote ein Lotse, um das Schiff durch die gefährliche Einfahrt zu steuern, und endlich ging der Dampfer auf der Reede zwischen der Halbinsel Ducos und dem Eilande Nu vor Anker. Die Sträflinge wurden auf dem Verdecke aufgestellt; auch Abbé Montmoulin mußte in ihre Reihe treten, gefesselt wie der gemeinste von ihnen. Am Strande hin dehnten sich langgestreckt die Baracken der Strafanstalt, rechts und links drohten die Kanonen der Forts, den Hintergrund bildeten die fahlen Hügel der kleinen Insel. Weiter nach links, hinter der Bai, an welcher Port de France liegt, die Hauptstadt Neu-Caledoniens, die vom Schiffe aus nicht gesehen werden konnte, erhoben sich die wilden Felsstuppen der großen Insel hoch in die Wolken. Die glühende Tropensonne warf ihr bleibendes Licht auf das fremdartige Landschaftsbild, und der Gedanke: „So ferne der Heimat!“ bemächtigte sich wohl auch des rohesten unter den Verbrechern. Abbé Montmoulin wenigstens ging ein Stich durchs Herz beim Gedanken an das ferne Frankreich mit seinen Lieben. War es ja fast um die Hälfte des Erdenrundes von ihm getrennt, und er durfte nicht hoffen, daselbe jemals wiederzusehen.

Es blieb aber für den Augenblick wenig Zeit, diesem traurigen Gedanken nachzuhängen. Der Kommandant von Nu kam an Bord, um die Sträflinge zu übernehmen. Mann für Mann wurde von ihm inspiziert, oder vielmehr „Nummer für Nummer“, auch Nummer 5348.

„Der Sträfling war auf der Überfahrt schwer krank,“ bemerkte der Schiffsarzt. „Er scheint auch sonst nicht an schwere Arbeit gewöhnt. Ich möchte ihn für den Anfang wenigstens zu Dienstleistungen im Spital empfehlen.“ Dann fügte er leise bei: „Es ist ein Priester, und ich halte ihn für unschuldig.“

Der Kommandant zog unwillig die Augenbrauen zusammen und erwiderte trocken: „Nummer 5348 wird behandelt wie alle andern. Wer uns von den französischen Gerichten als schuldig zugeschickt wird, muß uns als schuldig gelten. Ein Priester, der seinen Stand entehrt, hat am allerwenigsten ein Anrecht auf mildere Behandlung. Ich werde ihn vom Oberarzt des Spitals untersuchen lassen und danach handeln.“

Nach diesen halblaut gesprochenen Worten, welche Abbé Montmoulin hörte, wandte sich der Kommandant an die Sträflinge und rief: „Achtung! Man hat euch von Frankreich herüber uns nicht zugeschickt, daß ihr in süßem Nichtstun auf Staatskosten lebt, und ich verspreche euch, wer sich dem strammen Reglement nicht fügen will, der soll unter mir ein Hundeleben haben. Man wird ihn krummgeschliffen in die Sonne legen, daß er meint, er liege in einer Bratpfanne. Verstanden? Wer sich fügt und willig zur Arbeit zeigt, soll es verhältnismäßig erträglich haben. Also wählet! Noch eines: es könnte euch, wie schon manchem, der Gedanke kommen, einen Fluchtversuch zu machen. Ganz gut. Ich gebe euch dabei nur folgendes zu bedenken: 1. Die Wachtposten haben scharf geladen und Befehl, jeden flüchtigen Sträfling niederzuschießen. 2. Das nächste Land, die Küste Australiens, liegt über 1000 Kilometer nach Westen; wie sie diesen Strand ohne Fahrzeug und ohne Nahrungsmittel für wenigstens acht Tage erreichen wollen, ist

*) Verlag der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des hochw. Herrn Verfassers sowie der geehrt. Verlagshandlung abgedruckt.

die Sache der Flüchtlinge. 3. Bleibt noch das Innere Neu-Caledoniens, in welches schon einige gute Schwimmer entkommen sind. Nun, Glück auf die Fahrt! Die meisten wurden von den wilden Kanaken aufgefressen, der Rest kehrte halbverhungert an die Küste zurück und überlieferte sich den französischen Posten. Und ich versichere euch, sie wurden regelmäßig so empfangen, daß ihnen alle Lust für eine zweite Ferienreise verging. — Verstanden? — Rechts um! Marsch!"

Die „Durance“ hatte sich an die Landungsbrücke gelegt, und die Sträflinge schritten nun Mann für Mann, von Soldaten abgeholt und begleitet, am Kommandanten vorüber den von hohen Ballisaden umgebenen Baracken zu. Über 1000 Sträflinge hatten in denselben auf harten Britschen ihr Nachtlager. Die zufällig Anwesenden begrüßten die neuen Ankömmlinge mit düstern, spöttischen Blicken und manchem Fluchworte. Und erst als am Abende die Masse der Sträflinge zurückkehrte, welche den Tag über kompagnieweise in den Gärten und an den Straßenbauten unter Aufsicht der Wachmannschaften gearbeitet hatte, und den unlieben Zuwachs vorfand, welcher Luft und Raum noch mehr beschränkte, brach ein Sturm des Zornes und Argers aus, wie er nur bei rohen Verbrechernaturen möglich ist. Es gab jetzt wieder Szenen, welche an den Auftritt im Gefängnisse von Marseille erinnerten, und aller Hohn wurde in doppeltem Maße dem „Pfarrer“ zugemessen. Selbst unter den Wächtern fanden sich Menschen, die ihren Haß gegen Priester und Religion den schuldlos Verurteilten entgelten ließen. Und dieses wahre Höllenleben sollte nun fort und fort andauern — wie viele Jahre?!

Der Oberarzt, welcher Nummer 5348 untersuchte, fand keinen Grund, dieselbe von dem gewöhnlichen Reglement zu entbinden. So mußte Abbé Montmoulin schon am folgenden Morgen mit der Schaufel auf der Schulter eine Abteilung begleiten, welche an einem Fahrwege nach der Spitze des höchsten Hügels zu arbeiten hatte, der einen Observationsposten trug. Auch dem stärksten Arbeiter, dessen schwierige Hände Hacke und Schaufel zu führen verstanden, wurde die harte Arbeit unter der glühenden Tropensonne fast unerträglich. Abbé Montmoulin brach unter ihr schon am ersten Tage beinahe zusammen; keuchend, in Schweiß gebadet und mit blutigen Händen kehrte er am Abende zu den Baracken zurück; er war so elend, daß er von den schlecht gekochten Jamswurzeln, die ihm ein Wächter in den Napf warf, kaum etwas kosten konnte. Wie gerädert legte er sich auf die harte Britsche und fand doch stundenlang keinen Schlaf. Der Rosenkranz, den er heimlich betete, während rings um ihn her gelästert wurde, war sein einziger Trost. Und am nächsten Morgen mußte er wiederum beim Trommelschlag auf und antreten und hinaus zur Arbeit mit seinen blutigen Blasen an den Händen, und er dachte: „Nun, lange werde ich es nicht aushalten! Ein barmherziges Fieber wird mich wohl bald aus diesem Jammer befreien!“

Aber nein, er hielt es aus. Von Tag zu Tag besser. Seine an sich kräftige Natur gewöhnte sich an das Klima und die harte Arbeit, besser sogar als viele seiner anscheinend viel stärkeren Gefährten, deren Gesundheit schlimme Leidenschaft unterwühlt hatte. Als die Regenzeit eintrat, hatte zwar auch er ein paar Anfälle von Fieber, und er mußte einmal einige Tage ins Spital, das von den Josephschwwestern von Cluny versehen wurde. Allein er genas rasch wieder, so rasch, daß nicht einmal sein sehnlichster Wunsch sich erfüllte, die heilige Kommunion empfangen zu können. Er hatte einer der Schwestern seinen Stand entdeckt; aber die gute Seele, welche von den Sträflingen schon so oft hintergangen worden war, glaubte ihm nicht. „Wie wäre es auch möglich, daß ein Priester unter die schlimmste Klasse der Verbannten käme?“ dachte sie und wandte sich entrüstet von dem sonnverbrannten Manne mit dem verworrenen Barte ab. Bitter schmerzte den Pfarrer das Mißtrauen der Ordensfrau. „Du gehörst nun einmal zum Auswurfe der Menschheit,“ sagte er sich. „Verne doch endlich dich fügen und auf jede Hoffnung hienieden verzichten!“

Ein Jahr verging. Man schickte Nummer 5348 mit andern Nummern an die Ostküste Neu-Caledoniens in die Kupferminen von Balaad. Woche auf Woche und Monat auf Monat schob Abbé Montmoulin in der Reihe mit den andern seinen Schiefkaren voll zu tage geförderten Erzes in die Stampfhitzen. Ein zweites Jahr war verflossen; er zählte schon lange die Wochen und Monate

nicht mehr. Das dritte Jahr war schon weit vorgeschritten. Er dachte nicht mehr daran, daß es jemals anders werden würde. Wie viele seiner Unglücksgefährten waren schon gestorben und ohne Klang und Sang am Rande des nahen Urwaldes begraben! Wann würde man auch ihn unter der riesigen Baniane, welche die kreuzlosen Rasenhügel beschattete, endlich zur Ruhe betten? Er hatte nur noch einen Wunsch: daß ihm einer der Maristenmissionäre von Balaad in seiner Todesstunde beistehen und die heiligen Sakramente reichen möchte.

Aber auch dafür hatte er nur geringe Aussichten. Die Missionäre waren ja freilich mit Eifer den ziemlich weiten Weg an das Sterbelager eines jeden der Sträflinge geeilt; allein die Wärter und die Wache nahmen sich die Mühe nicht, einen Boten nach der Mission zu senden. Um dennoch dieses letzten Glückes, wenn immer möglich, nicht verlustig zu gehen, wandte sich Abbé Montmoulin an einen der christlichen Kanaken, welche als Arbeiter an dem Stampfwerke der Minen verwendet wurden, und bat ihn, ihm heimlich ein Blatt Papier und einen Bleistift zu verschaffen. Mehr vermittelt Zeichen als vermittelt Worte machte er dem Eingeborenen seinen Wunsch klar und bewog ihn durch einige Sous, die den fägamen Sträflingen für Tabak gegeben wurden, die Botschaft auszurichten. Er schrieb auf den Fegen in lateinischer Sprache an den Obern der Mission von Balaad einige Zeilen, in denen er denselben um der Liebe Christi willen bat, einem schwer kranken Priester, der als Nummer 5348 unter den Sträflingen der Kupferminen zu finden sei, im letzten Kampfe beizuspringen.

„Wenn ich nun vom Fieber ergriffen werde,“ sagte er zu sich, „wird sich wohl ein Mensch finden, der für meine ersparten Sous diesen Zettel den Maristenpatres bringt, und so kann ich mit Ruhe mein letztes Stündchen erwarten. Oder soll das Opfer, welches mir das Beichtgeheimnis auferlegte, so weit gehen, daß ich sogar im Tode des Trostes der heiligen Sakramente entraten muß?! — Wie Gott will!“

(Fortsetzung folgt).

Ernte- und Wetterbericht.

Kamenka, Gov. Saratow, 17. Juni 1905. Alle Aussichten auf eine Mittelernte in den Grenzen der Gebiete Kamenka und Semenowka und der umliegenden russischen Dörfer des Kamytschiner Kreises sind geschwunden; obwohl anfangs Mai die schönsten Saaten der Sommerfrucht im Vergleich zu denen in früheren Jahren auf den Feldern zu treffen waren, stellte sich wegen Mangel an Regen schon Mitte Mai eine Hemmung im Wachstum und eine vollständige Neigung zum Schlechteren ein. Die Sommerfrucht aller Arten ist im Durchschnitt kaum eine viertel Arschin gewachsen, während dieselbe schon die Ähren hat, die halb taub sind. Die Kornsaaten fehlten auf den Feldern gleich im Frühjahr, weil im Herbst der ausgestreute Samen wegen Mangel an Regen nicht zum Aufgehen gekommen, sodaß bis zum heutigen Tage die Kornfelder noch sehr arzig liegen. Niederschläge von Regen waren nur zwei, am 25. April und 28. Mai, von welchen ersterer auch sämtliche Sommerfrucht zum Aufgehen brachte; der zweite aber, auf den man so große Hoffnung zum Bessern setzte, hat nicht die geringste Spur zum Gedeihen der Frucht zurückgelassen, weil sich sogleich darauf ein heftiger Nordostwind einstellte. Von Anfang des Frühlings bis zum 6. April standen harte Nachtfrost, welche auch Ursache waren, daß die jungen, erst aufkeimenden Kornspößlinge zugrunde gingen. Die Bestellung der Felder begann bei günstiger Witterung zwischen dem 8. und 10. April.

Was nun die Obstbäume in den Obstgärten betrifft, so kleideten sich dieselben in ihr schönes weißes Kleid vom 4. Mai an; alle Gärten waren wie mit einem weißen Tuche überzogen, und man hatte Grund anzunehmen, daß es eine ausgezeichnete Obsternte gebe. Allein, auch diese Hoffnung scheiterte; in den längst angepflanzten alten Gärten kann man eine Mittelernte erwarten, während in den jüngst angelegten die Bäume stark ins Wachsen übergangen und sich infolgedessen die Fruchtknoten abstießen — daher in letzteren eine Mißernte. Aber noch ein anderer Feind, die sogenannte Mairaupe (*Hyponomuta malinella*), brachte den Obstbäumen großen Schaden. Eine zahllose Menge solcher Rau-pen erschien zu Ende April an den Apfelbäumen und entfaltete

ihre Tätigkeit, sodaß man nicht nach Tagen, sondern nach Stunden deren verheerende Gefräßigkeit bemerken konnte. Der Gartenbesitzer Sache war es nun, dem Zerstörungswerke dieses Feindes Einhalt zu gebieten: 3—4 mal mußten die Bäume mit giftigen Bestandteilen besprengt werden, bis die Raupen vollständig vertilgt waren. Gegenwärtig erschien in ziemlich großer Menge der Feind des Obstes, der sogenannte Obstfresser (Carpocapsa pomonella), sodaß abermals zum Bespritzen der Bäume geschritten werden mußte, wenn man nicht zu befürchten hätte, durch dies fortwährende Verfahren das Laub der Bäume gänzlich zu verbrennen. Die Witterung ist heiß und trocken. Wir haben eine ununterbrochene Hitze, bis 25 Grad R. im Schatten, bei einem sturmähnlichen Winde — vom 24. Mai bis 8. Juni von Nordost und vom 5. bis 15. Juni von Nordwest. —r.

Leichtling, Gouv. Saratow. 14. Juni 1905. Hier ist die Ernteaussicht sehr schwach. Wir rechnen kaum auf die Saat, auch weniger. Die Heuernte ist sehr schlecht ausgefallen. Sie verlief vom 8.—14. Juni, wobei die Desjatine nicht mehr als eine Fuhre einbrachte. Den letzten Regen hatten wir am 7. Mai. Die Witterung ist heiß und trocken, verbunden mit beständig starkem Wind, vorzüglich von Südost. Zuweilen stellte sich starker Herd ein. Heute haben wir wiederum starken trockenen Wind. Die Temperatur schwankt zwischen 16—25 Gr. R. Allgemein sehnt man sich nach einem gedeihlichen Regen, welcher für das Gemüse und teilweise wohl auch noch für die Frucht von Nutzen wäre. Das Obst ist unter mittel. Viehweide haben wir fast gar keine. —t.

Hufaren, Gouv. Saratow. Bei uns hier und wahrscheinlich auch in den meisten Dörfern der Wolgaer Bergseite wird wohl eine schlechte Ernte ihren traurigen Einzug halten. Wir hatten hier bislang nur einen kurzen unbedeutenden Spritzregen, der den letzten den Feldern und Wiesen keinen Vorschub leisten konnte. Die Frucht, sowohl Roggen wie Weizen, Gerste und Hafer sind bedauerlich schlecht. Es fehlt eben an Regen.

Es graut einem schon jetzt vor dem kommenden Winter, der für viele von uns nur eine Hungerszeit, für manche eine Zeit des jämmerlichsten Elendes, der größten Kärghlichkeit genannt werden muß. Hunger für uns, Hunger für unser Vieh.

Unser Dorf ist überhaupt sehr arm, notdürftig und tief verschuldet. Die kommende Mißernte wird uns gewiß nur noch mehr herabdücken.

Möge uns der barmherzige Himmel recht bald einen wenn auch verspäteten Regen schicken! R.

Semenowka, Kuban-Gebiet. 15. Juni. Roggen, Weizen, Gerste, Sonnenblumen stehen im Kuban-Gebiet sehr schön. Obst wird es jedoch nur sehr wenig geben. Kartoffeln und Welschform sehr gut.

Saratow. 13.—19. Juni. Die anhaltende Dürre hat ihren schweren Siegel aufgedrückt. Die Feldfrüchte sind größtenteils verloren. In den meisten Teilen des Gouvernements Saratow, wie auch in den Kreisen Nowouzensk und Nikolajewsk (Gouv. Samara), rechnet man nur auf das Einernen der Saat. Nur in einigen Gebietskreisen wird eine mittelmäßige Ernte erwartet. — Einen durchweichenden Regen hat uns auch die vergangene Woche nicht gebracht. Infolge der großen Hitze — bis 28 Gr. R. im Schatten — zogen sich einige Gewitterwolken zusammen, die am 18. eine kleine Erfrischung brachten. Den 19. blieb der Himmel fast ganz bewölkt (9). In der Nacht tröpfelte ein sanfter Regen nieder, der uns vor dem Ersticken durch die Staubwolken errettet hat. An den einzelnen Wochentagen war die Witterung folgende:

	W i n d - richtung.	Aneroid. Stärke.	Temperatur		Hygro- stop.	Bewöl- kung.	
			höchste.	niedrigste.			
13. Juni	N.	1	769	20	10	70	2
14. "	N.	3	766	24	10	70	6
15. "	NW.	1	766	20	12	45	0
16. "	W.	1	768	26	18	31	0 trocken.
17. "	NW.	2	766	28	16	65	5
18. "	NW.	2	764	24	11	95	9 Kleiner
19. "	N.	1	764	18	11	80	9 Regen.

Berichtg. In № 37 ist aus Versehen beim Wetterbericht das Datum aus № 36 stehen geblieben.

A l l e r l e i.

Die Rehrseite. A. „Ich möchte nur wissen, weshalb Herr K. nun so übel daran ist.“

B. „Das ist doch klar: er hat sein Kapital zu sehr im Massen angelegt und muß jetzt dafür bald — im Trocknen sitzen.“

Gut bezeichnet. „Der Schulze ist heute in die Kneipe gekommen, trotzdem es ihm von seiner Frau streng verboten wurde.“

„Ja, es gibt noch Freiheitshelden.“

Ein aufmerk-amer Sohn. Vater zu seinem 10-jährigen Fritz: „Na, Fritz, habt ihr denn nicht morgen Schulprüfung?“

„Das schon, Papa! Aber komm' ja nicht hin, du blamierst dich sonst furchtbar!“

Eine schöne Gegend. Er: „Na, was sagst Du, Frau, zu der herrlichen Aussicht?“

Sie: „Ich bin sprachlos!“

Er: „Sprachlos?! Da bleiben wir!“

Einfache, dauerhafte wirtschaftliche Separatoren

ganz ohne Einsätze
letztes Patent

der Fabriken **Heinrich Lanz**

für Leistungen

von 7 bis 9 Metro Vollmilch pro Stunde

Preise 55 Rbl. und 65 Rbl.

Wiederverkäufern Rabatt.

Separatoren

Für Industriezwecke
für große Leistungen.

Fabrik-Wiederlage

Heinrich Lanz

in K o s t o w a / D o n.

Redakteur J. Kruksirskv.

Infolge der Konkurrenz!

Statt 6 Gegenstände jetzt 7.



Die geehrten Käufer, die für 7 Rbl. 75 Kop. 6 Gegenstände bestellen, erhalten jetzt als unentgeltliche Prämie noch extra eine elektrische Taschenlaterne.

Fabrikslager von Uhren, Gold-, Silber- u. Brillant-Waren

J. Plehmann,

Odessa, Große Armutskaja Str., Haus Weingurt.

Infolge großen Vorrats von Waren im Lager bestimme ich die äußersten Preise: nur für 7 R. 75 K. mit Übersendung verkaufe folgende 6 Gegenstände, welche im Einzelverkauf 12 R. 75 K. kosten: 1) Eine Herren-Taschen-uhr aus schwarzem Stahl, mit 3 Deckel geschlossen, ohne Schlüssel aufziehbar, der oberste Deckel ist für das Gravieren des Monogramms vergoldet; der Mechanismus ist von der bekannten Fabrik „Universal-Match“ (für welche ich viele Dankschreiben erhalten habe) 7 R. 25 K. 2) Eine Kette aus amerikanischem Gold 1 R. 50 K. 3) Ein Pariser Kompass oder ein Binokle mit pikanten Ansichten 50 K. 4) Ein Mundstück aus Silber (84 Probe) mit Bernstein, kaukasische Arbeit 1 R. 5) Ledernes Portmonnaie von ausländ. Leder; das Schloß enthält einen Kautschuk-Stempel für den Namen des Bestellers 1 R. 50 K. 6) Gold. Ring (56 Probe) mit Steinchen 1 R. Summa 12 R. 75 K. für nur 7 R. 75 K. Eben solche Uhr aus amerikanischem Gold 1 R. teurer. Die Uhr ist bis auf die Minute reguliert. Bestellungen werden sofort ausgeführt, durch Nachnahme. Preisliste versende gratis. Bitte um genaue Adresse.

Bei Versendung der Bestellung wird noch eine kostenfreie Prämie beigelegt.

Anmerkung: Nach dem asiatischen Rußland und Sibirien berechne 45 Kop. mehr für Übersendung. Bestellungen werden nur erledigt bei 1 Rbl. Vorauszahlung; letztere kann auch in Briefmarken eingesandt werden.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell

Saratow, 2. Stadforpus, Moskauer Str., zwischen der Nikolskaja und Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halbweißem u. mattem Glas verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied. Fabriken, **Diamanten** zum Glasschneiden, **Spiegel** in verschiedenen Größen mit und ohne Rahmen, **Bilderrahmen** und **Bilder**.

Bestellungen auf allemöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. Preise ohne jede Konkurrenz
Telegrammadresse: Saratow—Zell. Telephon № 459.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos);

fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; sammtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisebetten, Betttücher und Überzüge empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete **C. A. Chudoschin u. Sohn.** Magazin

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Kredits, unter dem Moskauer Hotel.

ОБЪЯВЛЕНИЕ.

Успѣшно приготавливаю къ экзамену на званіе учителя по 50 р. въ мѣсяць за ученіе, столъ и квартиру съ мойкой бѣлья. Тотъ, кто выдержитъ экзаменъ, долженъ уплатить мнѣ еще сто руб какъ награду за тяжелые труды. Я. Гейсъ, К. Штейнъ, I. Ценглеръ, Э. Бюлеръ, К. Шильдретъ, К. Киндоппъ, Г. Ринкъ, П. Кенигъ, Ф. Вѣльмъ, М. Бехлеръ, Р. Штейнъ и А. Гельблингъ, отъ всѣхъ имѣю благодарности за успѣшную и быструю подготовку. Адресъ: Г. Николаевъ (Херс. губ.), Потемкинская № 85, уголъ Мѣщанской, И. П. Березовскому. Принимаю также дѣтей, начиная съ 8-ми лѣт-наго возраста, въ собственную прогимназію.

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

X. Saison. K u m m s Saison. X.

unter ärztlicher Aufsicht vom 1. Mai bis 15. August mit voller Pension. Genaue Auskünfte Katharinenstadt, Gouv. Samara. U. U. Finf.

Modenjournal und Musterstücke Magazin C. A. Ehrlich Saratow, Deutsche Straße, № 29.

Stets in großer Auswahl Modenjournal in deutscher u. russischer Sprache wie allemögliche fertige Musterstücke in natürlicher Größe.

Katalog auf Wunsch gratis.

Zur Anfertigung sämtlicher

Drucksachen auf typographischem und lithographischem Wege

empfehl ich die

Lithographie- Buch- u. Steindruckerei der Contobücher- u. Couvert-Fabrik

von

August Lyra, Niga.

En gros—en detail. Preislisten gratis.

Auf Lager in großer Auswahl Feuerpritzen.

Niederlage aller Mühlenmaschinen u. Mühlenbedarfartikel
Alexander Andrejewitsch Borell

in Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstr. im eigenen Hause, Sarpinta-Magazin unweit vom Abendmarke.

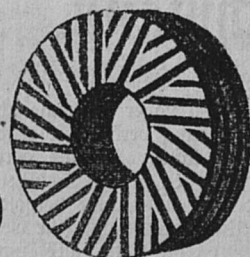
Empfehl den Herren Mühlenbesitzern in großer Auswahl und zu mäßigen Preisen

Französische Mühlsteine

der allerberühmtesten und bekanntesten Steingruben Dupety, Orsel & Cie.

in La Ferté sous Jouarre in Frankreich.

Vollständige Niederlage und Verkauf von Walzenstühlen der besten und neuesten Systeme zur Herstellung des gewöhnlichen Bauernmehls. Getreidereinigungsmaschinen „Обойки“, Griesputzmaschinen, Radenauslefer „Кукольница“, Hirseschälmaschinen „Просушка“. — Für jede verkaufte Maschine wird volle Garantie geleistet. Auch führe ich aus erster Hand, direkt aus dem Auslande von den Fabriken, Leder-, Kamelhaar- und sonstige Riemen, Willen zum Behauen der Steine und echte Schweizer Seidenzylinder zu folgenden Preisen



23 Preis pr. Arch.	№ 000.	2 R.	— R.
	00.	2	—
	1.	2	10
	2.	2	20
	3.	2	30
	4.	2	40
5.	2	50	

19 Preis pr. Arch.	№ 000.	1 R.	80 R.
	00.	1	80
	0.	1	80
	1.	1	90
	2.	2	—
	3.	2	10
4.	2	20	
5.	2	30	

Extra gut. 23 Preis.	№ 6.	2 R.	90 R.	19 Preis.	2 R.	65 R.
	7.	3	—		2	75
	8.	3	10		3	85
	9.	3	20		3	—
	10.	3	40		3	15
	11.	3	60		3	35
12.	3	80	3	55		

Überfende per Post Lieferungen über 20 R. auf meine Rechnung. Postnachnahme, sowie Sendungen unter 20 R. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Saratow, уголъ большой Сергійевской и Соляной, овой домъ Александру Андреевичу Борељу.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell handelt.

Telephon № 243.

Alexander Borell.

Bestes Magazin

F. Sorokin in Saratow,

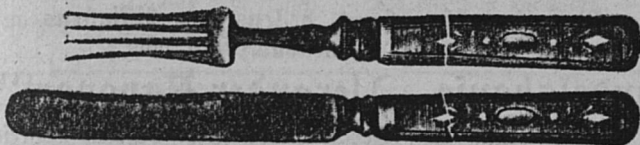
Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Ressorts aus gedie-
genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

K. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Urpin

ist v. Vet. Komitee (Minist. d. Zn.) geprüft und erlaubt. Jeder Tierbesitzer sollte es vorrätig halten, weil es bei vielen Krankheiten ausgez. Dienste leistet. Kl. Dose mit Gebr.-Anw. 1 R. 65 K. gegen Nachnahme.

Den Pferdeschoner sollte jeder Landwirt benutzen. Preis 4 Rbl. gegen Nachnahme.

Massenmord, unfehlb. Mittel gegen Ratten u. Mäuse; schadet nur diesen. Dose mit Gebr.-Anweisung gegen Nachn. 1 R. 15 K.

Южно-Русское сельско-хоз. Товарищество, Феодосия.

Ein junger katholischer Mann (verheiratet) mit Diplom von 6 Klassen sucht Lehrer-, Schreiber- und Küsterstelle oder ähnliches auf einem katholischen Dorfe oder Gutor; ist mächtig theoretisch und praktisch der deutschen und russischen Sprachen; hat schöne Handschrift.

Offerten sind unter folgender Adresse zu richten: Через Ладожское почт. отд. Кубанской обл. въ село Семеновку учителю А. Кауль.

Das Landgut

des seligen Ehrenkanonikus K. Reichert, bestehend aus 695 Des. Acker- und Waldland, Taurisches Gouver. (Krim), Dorf Argin, ungefähr 35 Werst von Simferopol entlegen, ist mit Ökonomiegebäulichkeiten zu verkaufen. Nähere Kaufbedingungen sind zu erfahren in Odessa bei den Testamentsvollstreckern, den Priestern G. Neugum u. G. Kipling.



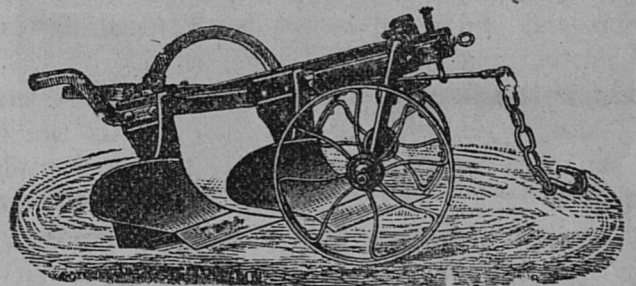
Rosenkränze, starkgetestet, in vorzüglicher Ausführung u. in größter Auswahl zu billigsten Preisen. Auf Wunsch lassen wir nach erfolgtem Kauf dieselben von den hochw. Kreuzherrenpatres (ohne Kosten für die Käufer) weihen. Rosenkranzpreisliste gratis u. franko.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhld.) Nr. 41.

Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

Bekanntmachung.

Die Kantor- und Küsterstelle in Kostheim ist vakant. Liebhaber mögen sich melden bei Pfarrer Zerr, почт. ст. Гальбштадтъ, Таб. губ. с. Костгеймъ. Gehalt und Bedingung gleichfalls bei ihm zu fragen.



Fabrikniederlage

landwirtschaftlicher

Maschinen und Geräte

— der —

Rjasaner Fabrik

Aktiengesellschaft.

Eigene Niederlage: Zarizhner Straße, zwischen der Volkstaja und Alexanderstraße, № 77.

Stets auf Lager vorrätig zu vollkommen zugänglichen Preisen:

Sämaschinen, Pflüge,

zwei- und mehrscharige,

Anshülser, Saatspflüge, Eggen

und andere Geräte.

Adresse: гор. Рязань, Рязанскому заводу земледельческих машинъ.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte. Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Erstklassiges Hotel und Restauration

„Moskva“

— Saratow, Deutsche Straße. —

Neu remontiert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet. Fahrstuhl. Nummern mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Rbl. bis 6 Rbl. pro Tag. Das Buffet ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht

Achtungsvoll G. K. Wohlgenut.

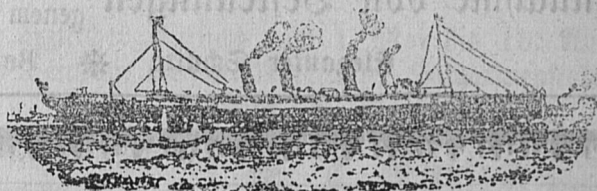
Fürs Land!

Klemm's Wasser-Barometer.

Preis pr. Stück 1 Rbl., mit Versand 2 Rbl.

„ „ 2 „ 2 Rbl., mit Versand 3 Rbl.

G. Klemm, St. Petersburg., Gr. Podjatschestaja 31. I.



Nach Amerika, Afrika u. Australien

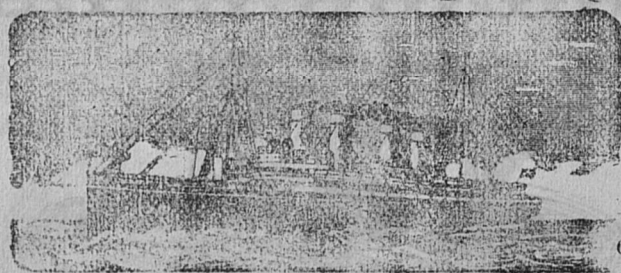
werden Passagiere schnellstens, bestens und billigstens auf weltberühmten Schnell dampfern vom

Handelshause „Alexander Rapoport“

(von der Regierung zum Verkaufe von Schiffskarten concessionirtes Schiffskontor) befördert.

Adresse: Odessa, Ekaterinenstr. № 85, Ecke kleine Arnautskaja.

Gute Beköpfung



Billige Fahrpreise.

Karlsberg, Spiro & Co.,

Riga. Liban. Odessa.

Von der Regierung concessionirtes Contor.

Garantirt durch eine, bei der Reichscaffe hinterlegte Caution von 15000 Rubel.

Passagier-Beförderung

mit Post- u. Schnell dampfern nach allen Weltteilen.

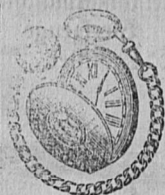
Von sämtlichen Eisenbahnstationen werden direkte Billete nach Liban (Либана) ausgegeben. — Von Liban aus kann jeder Reisende ein direktes Billet bis zu seinem Bestimmungsorte erhalten, da direkte Billete nach allen Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten und Canada ausgegeben werden. Auf der ganzen Reise von Liban nach Amerika haben die Reisenden nur einmal umzusteigen. — Wer zu reisen beabsichtigt, tut gut, zuvor bei uns anzufragen.

Jede Anfrage wird prompt beantwortet.

Adresse: Карлсбергъ, Спиро и Ко.
ЛИБАВА, Курляндской губ.

Адресъ для телеграммъ: КАРЛСБЕРГЪ—ЛИБАВА.
Außerdem ertheilen unsere Kontore in: Riga Paulucestr. № 10. Odessa Ekaterininskaja 85 Ecke Maloarnautskaja jede gewünschte Auskunft.

Bitte meine Firma nicht mit Warschauer Firmen zu verwechseln.



Das edelste ♦ ♦ ♦

♦ ♦ ♦ und immer

wertvolle Metall

ist Silber 84-ter Probe!



Wer eine gute und richtige Uhr haben will, dem empfehle ich: 1) Silberne Uhr 84. Probe, Anker auf 15 Steine. 2) Silberne massive Kette 84. Probe, Panzer Arbeit. 3) Silberner Schlüssel 84. Probe. 4) Silberne Breloque 84. Probe, elegante Zeichnung. 5) Silbernes Mundstück 84. Probe, Kaukasische Arbeit. 6) Goldener Ring 56. Probe mit farbigem Stein. 7) Pappros- oder Tabatsdose aus Nickel oder Leder, elegante Arbeit. 8) Englischs Taschenmesser aus Stahl mit 2 Messern. 9) Portmonnaie mit 7 Abteilungen aus englischem Leder mit mechanischem Schloß, welches enthält ein Kautschuk-Stempel mit Vor- und Familien-Namen des Bestellers oder eine elektrische Taschenlampe mit wunderbarem Licht. 10) Ein Flakon Stempelfarbe, reicht für 6 Monate. 11) Taschen-Schutzfutteral für Uhren, schützt die Uhr vor Stößen und Fallen. — Eben solche Uhr mit allen Zugaben, vergolbet 1 Rbl. 50 Kop. teurer. Die Uhren sind bis auf die Minute reguliert und garantiere ich für richtigen Gang 6 Jahre. Die ganze Garnitur versende ich sofort gegen Nachnahme ohne Anzahlung

für 11 Rbl. 75 Kop.

mit Übersendung.

Anmerkung: Nach dem asiatischen Rußland und Sibirien berechne 45 Kop. mehr für Übersendung. Bestellungen werden nur erledigt bei 1 Rbl. Vorauszahlung; letztere kann auch in Briefmarken eingesandt werden.

Bestellungen sind zu richten an:

A. Waizze

Odessa, Große-Arnautskaja Straße Nr. 93.

Herausgeber H. Schellhorn.